

ISBN 3-932212-52-5

CBV

Kay Hoff · Gesammelte Werke · Band 9

Kay Hoff

Gedichte

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Band 9

Carl Bösch Verlag

Kay Hoff

Gesammelte Werke
in Einzelausgaben

Band 9

Kay Hoff

Gedichte

Kay Hoff

Gedichte

Herausgegeben und mit einem
Nachwort von Hans Dieter Zimmermann

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Band 9

Carl Bösch Verlag

Hoff, Kay:

Werke: In zehn Bänden.

Band 9: Gedichte: Kay Hoff.

Herausgegeben und mit einem Nachwort von
Hans Dieter Zimmermann

1. Aufl. - Siegen : Böschen Verl., 2004

ISBN 3-932212-52-5

ISBN 3-932212-52-5

© Carl Böschen Verlag

Birlenbacher Str. 199, 57078 Siegen

Tel. : 0271 / 8909485

Fax.: 0271 / 8909486

Internet: <http://www.carl-boeschen-verlag.de>

Textverarbeitung: Jonathan Imme, Siegen

Gesamtherstellung: BoD™ – Books on Demand, Norderstedt

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Inhalt

Zur Zeit

9

Innenstadt

53

Unterwegs

95

Objekte / Skizzen / Bilder

129

Jahresringe

171

Worte / Sprüche / Notizen

213

Zuwendungen

255

Zur Person

287

Hans Dieter Zimmermann

Nachwort

329

Die Titel der Gedichte sind in den thematischen Blöcken geordnet nach ihrer Entstehungszeit 1951 - 2003.

ZUR ZEIT

Staub	11
Kreuzworträtsel	12
Blick aus dem Fenster	13
Klingelbeutel	14
Vor dem Gewitter	15
Trübe Tage	16
Pilze	17
Warnung	18
Kondensstreifen	19
Straße, wiederaufgebaut	20
Innenstadt, spätnachmittags	21
Morgenstrophen	22
Alarm	24
Danach	25
Roulette	26
Düsseldorf, 17. Juni 1953	27
Dialog (1)	28
Dialog (2)	29
Dialog (3)	30
Dialog (4)	31
Dialog (5)	32
Dialog (6)	33
Dialog (7)	34
Übung	35
Kleine Landkarte von V.	36
Fürs Vaterland	37
Heinrich Immel zum Gedächtnis	38
Notiz 8/72	39
Notiz 5/73	40
Breslau / Wrocław	41
Auschwitz, heute (1)	42
Auschwitz, heute (2)	43

Morgenzeitung	44
Notiz 2/78	45
Stilleben	46
Film aus den frühen 50ern	47
Düsenjäger	48
Nach der Wende: Parlando	49
Nach der Wende: Zweitehe	50
Nach der Wende: Übergänge	51

Staub

Immer noch Staub in den Straßen,
zerriebenes Gestern,
in den Augen brennender Schmutz
von Erinnerungen –
immer noch alter Staub,
hochgerissen aus Lücken
im Wiederaufbau.

Gleichmütig mischt der Wind
das zermahlene Einst
mit Cellophan und Werbepapier,
hüllt es mürrisch in Abfalldunst
von Nikotin und Benzin,
treibt es vorüber: Staub.

Dein Vater weht dort,
deine Mutter,
das getrocknete Blut der Fremden,
die von der schreienden Flamme
zersengt wurden
(wir traten den Blasebalg).

Aber die Asche,
gebrannt aus Erinnerungen,
verweht in den Straßen
unerkant: Staub nur,
unbehaglich an schwitzenden Händen,
tränennd unter gleichgültigen Lidern,
schmutzig am Kragenrand, abends.

Kreuzwörterrätsel

Karge Quadrate, streng gestückeltes Weiß,
türlose Zellen zerrissener Worte:

Buchstabiere die Welt, schütte Erinnern aus,
knüpfte ein Liniennetz aus Fragmenten

senkrecht und quer, Kreuz über Kreuz –
die alten Fäden des Alphabets

halten nicht mehr die Gewichte des Sinns.
Das lösende Wort sank in die Grube Vergessen.

Wir sind in Babel zuhaus,
wohnen in Lücken, hinter erblindeten Fenstern,

Gefangene starrer Karrees. Kein Traum löscht die Trauer.
Ungedeckt der Wechsel auf Auferstehung,

ungesichert die Dividende der Güte:
Der Schalterbeamte ist stumm bis zum Zahltag.

Noch pendelt die Zeit die gewohnten Sekunden.
Doch die grünen Tücher sind schon gespannt.

Blick aus dem Fenster

Vergangenheit
treibt über die Dächer,
blauer Rauch,
der den Wind wärmt.

Bewahre den Brief!
Trau nicht darauf,
daß alles verjährt!

Schuld ist aus Asche.
Der blaue Rauch
brennt in den Augen.

Klingelbeutel

Der scharfe Klang
gezählter Münzen
metzelt das Amen.
Messinglob, Kupferpreis,
Dank aus minderem Silber:
Die Gnade
klimpert und klirrt,
schriller Wecker,
Schlaftrunk.

Vor dem Gewitter

Die Dächer
ziehen die Schultern ein.
Der Himmel
formt seinen Pilz.
Sprich,
solange noch Zeit ist!
Schon heißt der Wind
seine Staubfahnen.
Die Türme erstarren.

Trübe Tage

Manchmal glimmt gegen Abend,
in der Bedenkzeit der Dämmerung,
der graue Himmel auf, und die Kinder
legen den Ball für morgen bereit.
Aber die Worte sind untreu geworden.
Abendrot, Abendrot: Die Wolken
wurden allergisch, Willkür trieb
die Sekunde Null, der Ball
verlor seinen Himmel. Nur Kinder
vertrauen noch, manchmal,
in der Bedenkzeit der Dämmerung.

Pilze

Moder. Das Gestern
wuchert.

In Hexenringen
formt sich
Verzweiflung.

Erinnerungen, Aussatz
des Herbstes.

Willkürlich
treibt der Tod
seine Frucht.

Warnung

Sprich nicht. Worte
lauern im Hinterhalt,
die du nicht weißt.
Vergiß deine Angst
vor dem Schweigen.
Es kommt die Stunde
der Stummen. Warte
im Schatten der Stille,
bis der gespaltene Kreis
sich zum letzten Male
erfüllt. Sprich nicht.
Halte den Atem an.

Kondensstreifen

Flaumfederweiß
im reinen Türkis
des Abends: Ein Pinsel
aus Feenhaar träumt
den offenen Bogen,
Omega, unausdenkbar,
das unvollendbare Wort.
Der Lahme wirft
seine Krücken fort
und verkriecht sich:
der Bogen offen, offen
das Ende. Der Taube birgt
sein entleertes Gesicht
in der Erde: Omega,
offen. Der Blinde
fragt, er fragt, fragt
nach dem Zeichen: Lohn
oder Tod oder Tod
und verloren? Omega.
Nur die Narren
haben es immer gewußt:
Feenspuren am Abend,
flaumfederweiß,
die offenen Gruben.

Straße, wiederaufgebaut

Eingerichtet: die Fenster
gezählt, vergessen
die Feuerharke. Ein-
gerichtet: Wucherungen
unter der Lupe Zeit,
Stäbchenpilze, genau
und gerechnet: Jahr
und Jahr und Vergessen
hinter der Fensterfront.
Zerbrochen die Zinken
am Rechen Vergangenheit.
Eingerichtet: Im Zeitwind
dörren die Steine.

Innenstadt, spätnachmittags

Treibgut sammelt sich.
Sohlen finden Pedale.
In den Stollen pocht es:
Not. Not. Kontakte.
Gehorsam schleichen
die bunten Lakaien
heimwärts, geborgte
Strahlenkränze
in lidlosen Augen.
Die Zeitansage: Es ist – .

Morgenstrophen

1.

Kein geflügelter Bote. Blau.
Guten Morgen. Staubblau.
Sei ruhig. Was du erwartest,
kommt nicht. Preußischblau.
Was du zerstört hast,
bricht nicht wieder auf.
Goldmokka, täglich. Asphalt.
Was siehst du hinaus? Ja,
Guten Morgen. Bis morgen.
Kein blauer Umschlag.
Zwischen den neuen Mauern
siedelt kein Unkraut. Sei
ruhig. Du weißt nichts.
Was springst du nachts
über Schatten? Staub.
Asphalt. Kein Bote. Sei
ruhig. Drucksache, frei.

2.

Taube in deiner Hand,
die Zeitung. Du weißt nichts,
hast niemals etwas gewußt.
Sie weiß nichts. Der Kasten
spendet ein Angebot in Kaffee,
der erfrischt, der macht munter,
der ist gut gegen Kopfschmerz,
den solltest du täglich. Sei
ruhig. Was du zerstört hast,
kommt nicht zurück. Die Zeitung
ist gut gegen Kopfschmerz.
Sie weiß nichts. Drucksache,
frei, und vielleicht. Sei
ruhig. Was willst du? Falte
das Taubenpapier zu Schiffen,

zu Helmen, Himmel und Hölle.
Spielen beruhigt.

3.

Was wartest du noch? Die Post
ist vorüber. Staubblau. Bis
morgen. Goldmokka, täglich,
und gut gegen Kopfschmerz,
Asphalt und Alp. Staubblau.
Du weißt nichts. Die Zeitung.
Sie weiß nichts. Und niemand.
Ja, Guten Morgen. Schatten
zwischen den Mauern, kein
Unkraut. Drucksache, blau,
und vielleicht, morgen
vielleicht in der Botentasche
die Zukunft, Drucksache, frei,
und gestern vergangen und wieder.
Sei ruhig. Was du zerstört hast,
hat keinen Samen. Morgen.
Du weißt nichts, hast niemals.

Alarm

Platz da, macht Platz da!
Das flackernde Blaulicht:
Dein Helfer, dein Freund kommt,
zerschneidet die Straße
mit Gellen: Platz, Platz da!
Verloren mein Flüchtlingsgepäck,
ein Bündel aus Zeltleinwand,
tarnfarbengrün, gerettet
über das Haff und dann vergraben
im Garten unter dem Birnbaum
Clapps Liebling: Gestohlen
mein Erbe, Vaters Kasette,
der verlässliche Klang der Taler
(stets mit dem Pfunde gewuchert
und christlich begraben):
Wer weiß wo wie konnte wohin?
Ein Zeltbahnbündel, zerschlissen,
ein schäbiger Kasten, Inhalt:
Ein eiserner Pfennig,
ein schadhafter Schleier,
ein Strohblumenkranz.
Platz da, macht endlich Platz!
Sie warnen mit gellenden Hörnern,
mit flackernden Lichtern,
sie kommen mit Ketten und Fragen:
Wer hat den Birnbaum geschlagen,
den Schleier zerrissen,
wer hat den Pfennig vertan?
Kein Freund mehr, kein Helfer:
Wo waren Sie heute, gestern,
haben Sie damals, jemals, niemals
die Wahrheit? Machen Sie Platz!

Danach

Tief geduckt unter die Nacht,
unter den alten Mantel geduckt
an die Erde, Erde: Du lebst.
Du lebst noch. Es schlug dich
nieder, es brannte Löcher
in das zerschlissene Tuch,
es grenzte dich ein mit Schutt.
Du lebst. Es schrieb sich dir
in die Haut: kein Anker, kein Name –
es stach, stach ins Gedächtnis.
Du lebst noch, noch einmal,
für eine Stunde, ein Wort.

Roulette

Vergiß. Jetzt wartet
dein Augenblick, jetzt.
So bist du entworfen.
So bist du blind.

Jetzt tanzt du, jetzt.
Vergiß, was wartet,
was war. So fällst du,
zuletzt. Schwarz.

Das oder das: Vergiß.
So bist du geworfen.
So bist du gefangen.
Jetzt weißt du die Zahl.

Düsseldorf, 17. Juni 1953

Das duftete süß in der Schadowstraße,
Soir de Paris, Carven, Magriffe.
Die schönen Kastaniendächer der Kö
sammelten Schatten auf Sommerhüte.
Eis. Ja, bitte. Apollinaris. Kaffee.
Am Rhein ist der Sommer so müde.
Am Rhein schläft im Sommer der Wind.
Nachmittags rief es über die Straße,
rief durch die süße Schwüle, rief –
Verzeihung, ich habe nicht aufgepaßt –
rief die Schattenallee entlang, rief –
Bitte, nach Ihnen. Ja, aber – rief
in den Sommerhimmel mit roten Worten,
mit roten Zahlen, mit Rot. Ja, wie denn?
Der Sommer ist schläfrig am Rhein.
Das Herz klopft um Schonung. Wie bitte?
Ja, rote Worte und Zahlen. Ja, Rot.
Herr Ober, wir möchten zahlen.
Eisbecher, Sahne, das macht –. Das macht,
am Rhein ist der Sommer so müde,
am Rhein schläft im Sommer der Wind.

Dialog (1)

Dies niemals wieder,
nie wieder,
gewiß nicht,
nie, niemals,
nie.

Aber wenn wir –
wenn du – wenn?
Nie, niemals wieder.

Wenn aber –
wenn wieder –
du, wenn?

Dialog (2)

Aber.

Aber im Anfang,
damals.

Aber das.

Das ist nicht anders.

Aber einmal.

Das war nicht anders.

Aber das Ende.

Das war noch,
noch nie.

Aber das.

Ja, aber.

Dialog (3)

Dies nicht.

Das war es.

Nicht so.

So war es.

Doch nicht.

Das war es,

so war es.

Vielleicht.

Dialog (4)

Wogegen?
Der Himmel,
gegen den Himmel.
Wie denn?
Über der Erde.
Wie fern?
Hoch über der Erde,
gegen den Himmel.
Höre ich nicht.

Dialog (5)

Ich,

ich nicht.

Du weißt doch.

Ich?

Du mußt doch wissen.

Ich nicht.

Du hast aber.

Ich,

ich niemals.

Nicht?

Dialog (6)

Ist nicht.

Warum nicht?

Ist doch noch niemals.

Einmal.

Ist nicht,

bestimmt nicht.

Ich.

Ich nicht.

Dialog (7)

Ich hätte,
ehrlich,
vielleicht
hätte ich.

Oder er,
er hätte.

Dann hätte man
leicht, wirklich,
man hätte, einer
vielleicht.

Oder du,
schließlich, er.

Möglich, dann
hätte ich
auch.

Übung

Gewöll,
Gewirre,
Geschrei:
Wir wissen
Wir wollen
Wir werden
Wir was
Wer wie
Wie wir.
Gewöhnung.
Wir wissen.
Gewehe.
Geschrei.

Kleine Landkarte von V.

Schwarze Flecken:

es brennt.

Weiß: weiß

geblutet.

Grau: Asche, es

hat gebrannt.

Fürs Vaterland

Libellenspiel, sprachlos,
im Nacken: Der Frühling,
wieder, verkommt, Berge
brennen und Briefe, wieder,
irren umher: Kein Messer
schlägt einen Weg, kein
Schrei: Das Wort ist nackt,
ohne Reim.

Heinrich Immel zum Gedächtnis

Streng, sachlich, autoritär,
ein bißchen wunderbarlich manchmal,
gelegentlich unfreundlich,
dazu ein Scheißliberaler
von altem Korn: ein Lehrer,
Geschichte, Latein. Wer
rechnet Güte dagegen auf?
Unbelehrbar: Er paßte nicht
in die blühenden 60er Jahre
unseres großartigen Jahrhunderts,
auch in die goldenen 50er nicht,
er traute dem Adenauer-Frieden
nicht über den krummen Weg,
schon in den tausender Jahren
schien er uns alt: unbelehrbar.
Ohne ihn heulten die Wölfe.
Sein Typ war wenig gefragt.
Aber er fragte uns, immer wieder
in diesen unfreundlichen Zeiten,
fragte streng, sachlich, wunderbarlich
manchmal, unerbittlich:
Wir mußten die Antworten suchen.
Einige fand ich erst spät,
im fünften, sechsten Jahrzehnt
unseres unbelehrbaren Jahrhunderts.
Die Fragen vergesse ich nicht.

Notiz 8/72

Freitag, der 11. August.
Ein schmaler Sichelmond
in den Abend getuscht
mit altmodischem Pinsel:
verblühendes Rot, Rost,
aufgespart für die Nacht.
Unbegreiflich die Rollen
vergänger Jahre,
hinter geschlossenen Lidern
geträumt. Pünktlich um 8
die Bildschirmwunder,
beschlossen, vergessen.
Freitag. Nichts Neues.
Der Mond ist begehbar.
Rost läßt sich entfernen.
Die Steuern werden erhöht.

Notiz 5/73

Erleuchtete Fenster
ohne Traum: Gardinen,
Übergardinen, Watt.
Meßbar ist Trunkenheit,
strafbar, Rot die Farbe
von Feuerwehr, Sonntag,
Sozialismus. Ich fürchte,
es ist nichts zu ändern.

Breslau / Wrocław

Warum wieder: wieder Steine,
Grenzen wie ehemals,
Irrtümer, endgültig eingesetzt?
Wir haben mit blutigen Händen
eingerissen die alten Mauern.
Wir haben genug geliebt.
Warum die Trümmer verschenken,
unser Erbe?

Auschwitz, heute (1)

Aufgereiht: Bürgerrot
aus dem Steinbalkasten,
brav. Richt Euch!
Arbeit macht frei.
Gitter, Blumenschmuck,
winkelgerecht, Galgen.
Steine ohne Gedächtnis,
Material. Die Trauerweide
am täglichen Morgenweg,
Küßchen, zur Kommandantur.
Ordnung muß sein.
Noch immer Rangierloks,
Geleise. Sonne darüber,
der gleiche Himmel.

Auschwitz, heute (2)

Sprich leise.

Block XI:

Im Mittelgang

summt, defekt,

eine Neonröhre.

Tote sind Fotos,

endgültig. Niemand

wird alarmiert.

Sprich leise:

Deutsch

klingt vertraut.

Morgenzeitung

Donnerstag oder: angehalten,
halbfett, der Augenblick, grau:
117 Tote, gesperrt,
druckfrisch im Treppenhaus,
ausgelegt in den Tag:
117 oder, geschätzt:
Lücken und Übereinkünfte, grau,
unter dem Strich: ich lese
Zeitung, halbwach, 117,
trinke den Morgentee, Chiffren
schrecken mich nicht: ich muß
mich beeilen, oder – bis dann.

Notiz 2/78

Zwerge hüten das Feuer,
heimlich. In den Gräben
steigt die Flut. Gerüste
reißen den Himmel ein.
Asche streuen die Riesen.
Wo unsere Gräber waren,
rätseln die Erben,
wer uns begrub.

Stilleben

Nichts mehr, plötzlich,
der Lautsprecher tot,
null Sound. Irgendwas
stimmt nicht. Hör' mal?
Nebenan, hinter der Wand,
der Ansagertyp, wie immer.
Alles o.k. also, weiter,
die nächste Kassette,
voll. Stereo natürlich.
Ist doch, zum Beispiel, egal,
was einer weiß. Oder?
Was du brauchst zum Leben,
wie Kohle, das ist Musik.

Film aus den frühen 50ern

Wieder die Limousinen, Chrom,
schleichend und unerreichbar,
die lockenden Augen wieder
in Wimpernkränzen, und die Väter
mächtig und ehrbar wie je,
strenges Schwarzweiß: Wir kamen
müde aus Kellern herauf,
tauschten uns ein gegen Maisbrot
und harschen Pflaumentabak,
der Tacho kroch mühsam auf 100,
die Kavaliertaschentücher
predigten schuldloses Weiß.
So einfach war Liebe damals.
So lachten wir niemals wieder.
Das Spiel wird nicht wiederholt.

Düsenjäger

Wie Schüsse scharf:
Sie reißen, plötzlich,
die Wiesenanmut entzwei,
zerschlagen, jetzt,
Wolken und Sonnenwege,
fliehen, gejagt,
den eigenen Schall,
rasend vor Kraft,
aber gerichtet: fern
schon wieder, keine Gefahr
für stumpfe Gewissen.

Nach der Wende: Parlando

Das war schon etwas: daß die kalten Augen
verschwanden und die sanften Nacken, prall
von Schweinebauch und Sättigungsbeilagen,
gesichert vom steifen Dienstmützenband –
daß es den Zwang nicht mehr gab, gehorsam
auf die verbissenen Wächter zu starren,
geduckt und pflichttreu bis unter die Stempel,
beflissene Söhne und Enkel von Grosz –
daß auch der Gestank dahin ist, Zweitakt
und Desinfektion und Braunkohlendunst
und Plaste Elaste, das hat schon was,
und die bitterlippigen Greise flimmern
nicht mehr in meinen Abend, die blassen
ZK-Kandidaten mit Zukunftsgewissheit
vom letzten Parteitag und Kassenbrillen,
die ständig stellvertretenden Vorsitzenden.
Das ist schon recht so, alles in allem,
und es lohnt sich sogar, erspart eine Stunde
Autobahntrödeln mit trägem Tacho
und schlechtem Gewissen Richtung Berlin,
und ich kann die Brüder vergessen und –
na ja, die Schwestern, und daß wir gespalten
waren, getrennt voneinander, so lange,
auch wir, irgendwie. Das ist schon etwas.

Nach der Wende: Zweitehe

Meine – nein, lieber kein Liebesbrief,
kein Liebesgedicht, warum auch,
keine schmeichelnden Worte, bitte:
Wir sind, endlich, beisammen, grau
gebügelt zum Standesamt, sachlich,
kein Schleierwehen, vernünftig,
die Rosen sparen wir uns, auch Dornen
sind nicht umsonst. Kein Traum:
Dies ist eben anders, diesmal,
mach' dir nichts vor. Mein wird Dein,
künftig, gesetzlich geregelt, Du
bist mein, so war das immer bei uns.
Einmal wußten wir beide, damals,
was Glück ist – Deines, meines,
zweierlei Glück. Jetzt wissen wir,
ausgerechnet, was Sache ist. Komm.
Wir ändern nichts mehr. Die Zeit
hat anderes im Sinn als zu heilen,
und die Narben vergißt erst der Tod.
Bis dahin sollten wir, meine ich – .

Nach der Wende: Übergänge

Drüben
und drüber
und drüben
wieder,
darüberhin:
errechneter
Überschuß,
Übergewicht,
vergeudete
Übererfüllung,
Untergewicht:
überempfindlich
die drüben,
überheblich
die Herren
hüben: drüber
und drunter,
allerdings frei
hüben
wie drüben.

INNENSTADT

Wohnblock	55
Straßenkreuzung	56
Warenhaus	57
Leuchtreklame	58
Kirche	59
Trümmerwohnung	60
Hohes Haus	61
Büro	62
Sendeturm	63
Flüchtlingslager	64
Kino	65
Kolonialwaren	66
Schloß	67
Amt	68
Bahnhof	69
Park	70
Zeitungsstand	71
Geschäftsstraße am Abend	72
Wecker	73
Montagsmorgen in der Straßenbahn	74
Über die Straße	75
Radio nebenan	76
Nach dem Unfall	77
Wiederaufbau	78
Dächer	79
In der Strasse	80
Hochspannungsmasten	81
Hundeblumen am Strassenrand	82
Regenpfützen	83
Stadtpark	84
Nachts um Drei	85
Unter den Uhren	86

An der Kreuzung	87
Hochhaus	88
Nebenstrasse	89
Hochhausfassade	90
Zur Kasse	91
Puppen im Kaufhaus	92
Hinterhoflandschaft	93
Altersheim	94

Wohnblock

Stein mit Höhlen, gleich im Schritte:
rechts und links und rechts und links.
Maße. Normen. Alle Schritte
sind gewärtig ihres Winks.

Flur und Küche, Bad und Zimmer.
Ausgerechnet. Gleich und fahl.
Bis zum Dach das Gleiche. Immer.
Zirkel. Schiene. Lineal.

Karg bemessen, Zentimeter,
Erben unseres Geschlechts.
Keine Kinder. Keine Beter.
Links und rechts und links und rechts.

Straßenkreuzung

Sehnen, die sich lärmend scheuern.
Kreuz. Die rote Ampel. Halt!
Zwischen willenslosen Feuern
duckt sich wachsam die Gewalt.

Gelb. Gespanntes Zögern. Warten.
Letzter, der hinüber irrt.
Grün, Motoren knurren. Starten.
Rasch. Die Kupplung. Zeit verwirrt.

Kreuz, an dem sich Kräfte üben.
Lack und Leder. Staub und Chrom.
Gelb. Wer drängt uns denn nach drüben?
Rot. Da wälzt der andere Strom.

Warenhaus

Da ist nicht einer: Alle drängen
an Bürsten, Strümpfen, Speck vorbei.
Geschoben. Nur die Blicke hängen
sich fest. Ein Kleid. Ein Osterei.

Langsam, nur langsam. Keine Eile.
Das Geld verdirbt nicht. Zählt es, zählt!
Noch billiger. Kauft Wäscheseile
und Untertassen. Nehmt, was fehlt.

Gehäufte Träume. Pracht. Verlocken.
Begier verwirrt. Es gibt so viel.
Der letzte Zehner: Sommersocken?
Kristallflakons? Ein Kinderspiel?

Leuchtreklame

Der Abend schreit. In grellem Gleißer
verströmt er in den Schlund der Nacht.
Geblendet. Taumelnd. Von den heißen
lockenden Lichtern ausgelacht.

Sie rufen uns herab zur Erde
in Grün und Blau und Feuerrot.
Wir schaun und folgen. Dumpfe Herde.
Verwirrt und willig. Peitsche. Brot.

Es schreit der Abend. Wir verlangen
nach Licht und glauben dem Betrug.
Die Feuer halten uns gefangen.
Kein Leuchten. Schein ist uns genug.

Kirche

Verweht die Weihe. Auch die Glocken
schweigen. Der Höllenbrand
zerfraß das Schiff. Noch eine Wand,
auf der am Abend Krähen hocken.

Die Türme blieben. Doch sie rufen
nicht. Sie halten keinen Raum.
Schutt füllt die Höhlen. Abschaum
des Alltags deckt die Treppenstufen.

Verlassenheit. Vergessen. Schlafen.
Nur Fremde kommen noch einmal
und suchen Altmaterial
zwischen zerbrochenen Epitaphen.

Trümmerwohnung

Vielleicht begräbt sie dieser Rest einmal,
ein Rest aus Fensterhöhlen, spröden Mauern.
Vielleicht genügt er ihrem Überdauern.
Sie hocken still und lauschen. Keine Wahl.

Wohin denn sonst? Es ist ein eigener Raum,
ein Tisch, ein Bett, das ihnen selbst gehört.
Ein Ofen und zwei Stühle. Ungestört.
Ein wildes Gartenland. Ein toter Baum.

Die Risse wandern, langsam, scharf und schmal.
Sturm zerrt und Wasser drängt. In ihren Träumen
bauen sie Häuser auf mit sieben Räumen.
Vielleicht erwachen sie darin, einmal.

Hohes Haus

Die Steine glatt. Die Wand so steil,
als ob sie selbst den Himmel trüge.
Die Fenster karg und kahl und heil.
Genau, daß es der Norm genüge.

Ein toter Sims im Winkelmaß.
Kein Schmuck. Exakte Rechnung. Schulden.
Kein Übertrag. Das Spiegelglas
erstarrt. Gehorchen. Glauben. Dulden.

Gerippe, Wand. Gepreßter Stein.
Genau, doch ohne Maß gerade.
Sehr klar und hager. Sehr allein.
Maschinen. Zahlen, Steine. Gnade?

Büro

Glatte Schreibmaschinentasten.
Schrillen. Danke – ja – sehr wohl,
Zigaretten. Saldo. Hasten.
Geld. Die Augen blicken hohl.

Fahle Farben. Ein Kalender,
der von Alpenglühern spricht.
Frühstücksbrote. Aktenständer
unter blassem Neonlicht.

Krasse Eile. Die Sekunde,
die sich hackend fortbewegt,
nagt verbissen an der Stunde,
die Papier in Fetzen legt.

Sendeturm

Ein Gitter, Kreuz an Kreuzen, schmal
und hoch dem Himmel angelehnt.
Gerüst, das sich im Winde dehnt.
Sehr dünn und zitternd. Aber Stahl.

Turm aus Gedanken. Ungetüm.
Licht überdauernd und die Nacht.
Musik und Klang und Worte. Macht.
Verlockung, nah und anonym.

Ein Netz aus Kreuzen. Steil empor.
Gitter, das unseren Tag umstellt.
Die Spinne, die den Faden hält,
sitzt lauernd still. Dann kriecht sie vor.

Flüchtlingslager

Baracken, flach und viel zu lang,
die Wände um ein Heim zu stellen.
Knarrende Bretter. Schmalere Gang.
Und Türen, Türen. Morsche Schwellen.

Geruch nach Holz und Kohl. Das Licht
aus kleinen Scheiben. Worte hallen.
Geduckte Schultern. Ein Gesicht
voll Trauer. Öfen. Wäscheballen.

Die Enge stöhnt. Die Sorge flucht.
Und Tür an Tür bis an ein Ende,
das bange nach der Sonne sucht.
Staub. Sehnsucht. Leid. Und leere Hände.

Kino

Einmal entfliehen. Wir borgen
Tumel, nach Stunden bemessen.
Einmal versinken. Kein Morgen.
Flimmern. Leichtes Vergessen.

Wunder. Wir glauben und schauen.
Tanz im Gleichtakt der Tage.
Taubes Genießen. Das Grauen
lächelt. Traum hält die Waage.

Knistern von dünnen Papieren.
Schatten, die Schönheit verdecken.
Ende. Erwachen und Frieren.
Helle. Blasses Erschrecken.

Kolonialwaren

Geöffnet: Fenster, Läden, Türen.
Ganz offen, frei und aufgedeckt.
Doch alle schnellen Wünsche führen
zum Geld, das listig sich versteckt.

Wie abgefallen jede Hülle:
Tomaten, Butter, Kaffee, Wurst.
Gestapelt, aufgeschichtet. Fülle.
Davor der Hunger und der Durst.

Das bleibt zuweilen zögernd stehen.
Und Kinder, die die Lockung wärmt,
ehe sie eilig weitergehen.
Das Haus ist grau und wie verhärmt.

Schloß

Trümmer. Überwuchert. Wüst.
Mauerreste. Brand und Bangen.
Baumaschinen. Bagger. Stangen.
Das Vergangene wird Gerüst.

Konstruktionen. Aus dem Grund
steigt das alte Rund des Saales.
Stahlbeton, geschüttet. Kahles
Leben. Doch die Wand bleibt wund.

Pläne. Aber wer vermag
Klang und Echo noch zu hören?
Eifer. Aber wir zerstören.
Denn wir leben nur dem Tag.

Amt

Sehr glatt von außen. Aber innen
der Streit der Gänge hin und her.
Täglicher Wege Wiederkehr.
Und Warten, daß die Stunden rinnen.

Wir sitzen stumm auf harten Bänken
oder wir suchen eine Zahl.
Geduldig. Bis zum nächsten Mal.
Das Schicksal wohnt in Aktenschränken.

Ob sich kein Zeichen offenbare,
fragen wir ängstlich jeden Tag.
Bedauern. Was das Amt vermag – .
Ordner und Ordnung. Formulare.

Bahnhof

Gewirr von Weichen. Fremde Augen.
Verlust und Ankunft ungeteilt.
Und Hallen, die uns hastig saugen
und von sich geben, übereilt.

Beginn und Ende. Lichter blinken.
Signale, die wir nicht verstehn.
Dann treibt ein Rad vorüber. Winken.
Und grüße vielmals. Wiedersehn.

Die Zeit zerspringt in falsche Takte.
Kommen und Abschied, unerfüllt.
Die Bahnhofsuhren fordern nackte
Gefühle. Scham. Wir sind enthüllt.

Park

Pfade des Abends, Gehege
müden Verweilens. Lungen
staubiger Straßen. Erinnerungen:
Wälder, verwunschene Wege.

Zauber, der lange verwehte.
Rasen, geschoren. Steile Hecken.
Mühsal, künstliches Leben zu wecken.
Sprudelnde Brunnen. Strenge Beete.

Pfade, von Schritten zernagt.
Drähte, die Irrende lenken.
Liebe auf offenen Bänken,
nachts von den Wächtern verjagt.

Zeitungsstand

Als Fahne unserer Langeweile
laut und verlockend ausgehängt,
dicht über dicht, verheißt die steile,
papierene Wand mit jeder Zeile
Betäubung, die den Gram verdrängt.
Prall bläht im Winde sich das Weiß,
das Bunt von nackten Magazinen:
bereit, die Neugier zu bedienen
und Scham in stetigem Verschleiß
verschleudernd zu geringem Preis.

Für Pfennige gebannte Leere,
mit Abfall künstlich untermischt,
Produkt von Druckerschwarz und Schere,
mit frechem Anspruch aufgetischt.
Verborgenes, lässig ausgespuckt,
wird offenbar in schnellen Silben.
Die Zeit zahlt nicht für sanftes Gilben.
Vom Tag verlangt, vom Tag gedruckt,
wird Blatt um Blatt vom Tag verschluckt.

Gehisst als Fahnen unserer Tage
am Straßenrande unserer Gier,
geschminkt, daß niemand sich versage,
erwartet sie der Weg zur Waage:
Der letzte Schrei wird Altpapier.
Narr, der noch still Gedanken wob.
Die Rotationsmaschinen speien.
Fremd ist und fern das andere Schreien.
Das zu den Sternen uns erhob,
es herrscht: das blinde Horoskop.

Geschäftsstraße am Abend

Der bunte Jahrmarkt praller Läden
verkauft den abgestandenen Tag.
Er ruft und greift und fordert jeden,
er gleißt und fängt in goldenen Fäden,
mit Tand und Taumel in Vertrag.
Da treiben wir, gebückt und hohl,
verwischt und wirre die Gesichter,
und blicken blind in blinde Lichter,
und hoch im Dunkeln glüht, Symbol,
sehr blau und klar und kalt: ODOL.

Wir sinken willig in Hypnosen,
billige Süße unser Teil,
bewundern blasse Treibhausrosen
und wissen nichts von Obdachlosen
und sind dem feilen Glanze feil.
Aus Lockung wuchs ein Reich, Idol
des Goldes, Untertan den Schächern.
Und klar entflammt auf unseren Dächern,
sehr hoch, der Sehnsucht blauer Pol,
ein starres Riesenwort: ODOL.

Das reibt und treibt und wir inmitten,
gedrängt und drängend, ohne Sinn.
Die Nächte, die wir selbst erlitten,
sind fern und fern die bangen Bitten:
Verlust ist Geld und Geld Gewinn.
Aus fremden Kellern dünstet Kohl,
die Klage hockt auf fremder Mauer,
fremd ist uns fremder Augen Trauer.
Uns ist im Grelle warm und wohl,
uns überstrahlt ein Gott: ODOL.

Wecker

Verdrossen drehn wir an dem Rade,
das müden Morgen garantiert.
Die Stunden bergen Geld und Gnade,
Minuten meinen Schuld und Schade:
Verloren ist, wer Zeit verliert.
Unruhe wacht. Die Unruh tickt
eintönig emsig die Sekunden.
Unlösbar dem Metall verbunden,
das zuckend Leere überbrückt,
wird Tag und Nacht im Takt zerstückt.

Zerstückt, zerstückt. Wer schuf die Feder,
wer bog den Stahl zu solcher Macht?
Wir nutzen nur, betrogen jeder:
vom Regellaß geringer Räder
gehalten und geheim bewacht.
Der Zeiger, der die Zeit verrückt,
beliefert mit gemäßen Teilen:
unsteter Strich auf starren Zeilen,
der Maß und Muße unterdrückt
und hinterhältig uns zerstückt.

Wir sind, von Angst und Geiz verleitet,
im Zeigerzwischenraum gespannt,
erwartend, daß er sich verbreitet,
im Dunkeln sich zum Kreise weitet,
indes uns Enge übermannt.
Im Traum dem wachen Rund entrückt,
ruft morgens das verlangte Zeichen:
Es blechert, die Gesichte weichen,
der Tag, der die Minuten pflückt,
beginnt – und tickt – und tickt – und tickt.

Montagsmorgen in der Straßenbahn

Tag nach dem Ausverkauf
der beschädigten Herzen.
Noch sind die Räder voll Schlaf,
unwillig das Öl, die Lampe
blinzelt müde im Durchzug,
noch sind die Bremsen
ihr Wundsein nicht wieder gewöhnt.

Das Sehnsuchtsfoto
zahlte nichts aus. Eng an eng:
erstarrte Erwartung. Vielleicht,
daß der andere Sonntag erfüllt.
Zugestiegen: dasselbe Gesicht,
die gleiche Enttäuschung.
Die aufgebrochenen Lippen.
Der Fleck auf dem Mantel.
Und hinter dem trüben Glas
Trümmertürme, Zeigefinger
nie vergebener Schuld.

Oder zahlte das Foto vielleicht
einem die niemals gehörte Quote?

Über die Straße

Atemholen:
das letzte Glied
der Autokette
vorüber,
weißer Handschuh
hakte sich ein.

Möwen fallen
auf grauen Asphalt,
suchen Verlorenes –
singt der Wind, Wind
in Straßenbahndrähnen,
simmen Membranen
von Wellen und Strand?

Träum' nicht,
du stehst auf der Straße,
dich rettet
kein Flügelschlag,
träum' nicht, träum' nicht,
du findest kein Brot.
Jenseits warten
feste Termine, hinüber.
Die Hand hakte aus.
Die Möwen flogen schon auf
vor der neuen Gefahr.

Radio nebenan

Mein Heim ist beklebt
mit Tapeten von Schall,
Solo und Großes Orchester.
Aus den Dielen
kreischt billiges Bakelit,
die Erregung der Welt
dröhnt aus dem Deckenputz,
und jede Wand höhnt
mit dem stechenden Tüten
der Sternzeit.

Eingeengt
von den Trümmern der Ruhe,
abgetastet
von ungerufenen Wellen,
von den Pfeilen
steingefilterter Töne
durchbohrt:
Lieber Gott,
mach' mich fromm.

Erlösung:
der eigene Schalter.
Zuckend erglüht
das Magische Auge,
grüne Hoffnung,
beflissen füllt die Membrane
mein Heim –
Hoffnung auf Unerhörtes.

Nach dem Unfall

Die Eile wußte
nur noch den Schrei:
Unter dem Aufprall
gerann sie,
vom unvermuteten
Schlagen der Stunde
ereilt.

Spiegelsplitter
ihr Zeuge,
zerbeultes Blech,
und das Rot
vermischt sich
mit Regen und Öl,
Serum
gegen das Lachen.

Abschied, notiert
in der Bremsspur,
doppelt am Ende.
Schrott starrt
in den Himmel,
schartig, scharf,
ohne Antwort.

Wiederaufbau

Leere, regenzerfressen,
Trümmertreppe ins Nichts.
Glühender Schlag des Gerichts.
Vergangen, vergessen, vergessen.

Glas, geronnen aus Trauer.
Holz, von Erinnerung versengt.
Sand mit Asche vermengt.
Doch der Putz prahlt von Dauer.

Dünne Antennenzangen
greifen aus schamrotem Dach.
Tasten im Leeren – wonach?
Vergessen, vergessen, vergangen.

Dächer

Über dem Giebelschorf
das Windweiß der Wolken,
über dem Wolkenwind
das alte Verißmeinnicht.
Unter der Ziegelkruste
Schatten: Es wartet
die Stunde Irgendwann,
irgendwann
unter der Wolkenuhr.

In der Strasse

Benzinbläue,
pochender Dieselmotor:
Die Stadt erstickt
in der Gaskammer
Straße.

Blaues Benzin,
schlangenblau, Blut
der punktierten Erde:
Zerblasen in Höhlen
aus taub gedröhntem
Metall, verbrennt es
die Lungen der Stadt.

Sandweg, Wiesen,
Löwenzahnsonnen:
Überall drängt sich
das Pochen auf,
schlaflos, überall
atmet das Wochenend,
glockenarm, Dieselbläue,
Benzin.

Hochspannungsmasten

Über die Berge, die Berge
steigen Riesen
in unser versteintes Tal,
aufgereckt in den Aschenflug.

Spreizen die fühllosen Arme:
technische Kreuze. Das Leben
duckt sich unter der Drohung,
duckt sich, dreht sich und tanzt.

Riesen, stumm ohne Traum,
grau ohne Alter, einsam
im einbetonierten Abstand.
Sie warten auf neuen Befehl.

Hundeblumen am Strassenrand

Das Wunder verlor sein Blau.
Das Grabtuch verblich.
Neben der nackten Straße
treibt Grün aus der Asche,
und der greise Baggerschutt
bekränzt sich mit Sonnen.
Der Schrecken ist ausgeblüht:
Asche brennt heiter
unter schuldlosem Blau,
Wunder, neben der Straße.

Regenpfützen

Nachtklar und tiefer
als Brunnen das Blau
über den Steinen,
ein verlorener Traum
des Himmels. Dunkler
als Brunnen das Staunen,
offener als Brunnen,
und aus der Tiefe
spiegelt das Niemehr
geschlossener Augen,
das Niemals und Nie
der Erfahrung: Brunnen
aus bitteren Tropfen
Vergänglichkeit.
Die Steine
sehen den Himmel.

Stadtspark

Die hellen Wege
zwischen den Stunden,
verschränkte Hände
und Vogelgeschrei –
Geh' nicht so nah ran!
Das Wasser ist tiefer
als Kinder, die Sonne
schminkt sich, die Wege
wissen nicht weiter –
Rühr' nicht daran!
Unter dem Rasen
wachsen die Steine,
hinter dem Himmel
wartet der Wind.

Nachts um Drei

Die Dächer eingenicht
über dem Häusergeviert,
das letzte Notlicht
endlich gelöscht.

Der Schornsteinkamm
fährt durch die Nacht,
streicht Funken heraus,
die Katze dehnt sich
im Schlaf. Stundenfern
die Schattenjagd,
eingezogen die Krallen.

Unter den Uhren

Die metronomischen Takte
der Türme, die Zahlenrosen:
Aber die Stunden
stehlen sich fort,
die Tage verdorren
zwischen Kalenderpapier:
Donnerstag, Montag.
Donnerstag, Montag.

Der hinterlistige Dieb
mit dem silbernen Dietrich
lacht: Er zählt seine Beute
unter den Zahlenrosen,
im Zeigerschatten
der Türme: Donnerstag,
Montag, Donnerstag,
Montag.

An der Kreuzung

Die Peitsche: grün und jetzt
und jetzt die Peitsche: jetzt
in den Gittergang, Smaragd
und Staub, jetzt noch und jetzt
hinüber, die Peitsche jetzt,
genormte Schritte, gittergrün:
jetzt sieben, neun und Gelb,
Sekundenneid, die Peitsche,
gelb am Rocksäum der Gefahr,
gelb und zu spät, zuende:
die Peitsche rot, zu spät,
die Brandung schlägt zurück,
und Katzenaugen glimmen.

Hochhaus

Fremd
in das Glockenblau
gestellt, Kanzel
des Winds.

Zahl,
Zahlengeburt.
Im Zahlengitter
geblendete Wolken.

Glas
trinkt die Segelspur.
Stahl
teilt die Stunde.

Steil
über den Tod
gestellt. Kein
rettendes Netz.

Nebenstrasse

Milch. Lebensmittel. Garage.
Bitburger Pils. Heizöl. Friseur.
Kein öffentlicher Parkplatz.
Ankauf und Verkauf. Automobile.
Einbahnstraße. Uhren. Persil.

Fensterspiegel, beflissen.
Lebensmittel. Heizöl. Friseur.
Einbahnstraße. Und Verkauf.
Automobile. Milch. Lebens.
Kein Parkplatz. Per. Pils. Sil.

Milch. Heizöl. Garage.
Kinderschreie vor Schulbeginn.
Mittel. Mobile. Lebens.
Kein öffentlicher Ankauf.
Einbahnstraße. Uhren. Per.

Kittelblumen am Fenster.
Milch. Lebensmittel. Friseur.
Ankauf von Verkauf von Ankauf.
Bitburger. Parkplatz. Garage.
Kein Lebensmittel. Persil.

Hochhausfassade

Entlaubt der Himmel,
Hoffnung in Formeln
gefaßt: denke, du bist
(nicht seinesgleichen).

So nur, nur so: zuende
gerechnet, du bist,
ausgedacht den Kristall,
die Kreuze gezählt.

So nur, nur so: Runen
aus Glas, gegitterte
Hoffnung, in Stahl
vermessener Hochmut.

Denke, du bist: gefangen
im Maß, kein Winkel
wird jemals entlassen.
So nur, nur so.

Kein Auge im Spiegel:
denke, das babylonische
Einmaleins, du bist
(nicht seinesgleichen).

Zur Kasse

Unter der Schrift. Wo?
Unter der Leuchtschrift,
bitte: fegt es zusammen
die Hand, eine Hand, Hände,
bietet sich feil eine Zunge
billiges Weiß, liefert
uns aus: Zahlenreihen,
beherrscht von der Null,
geschnitten, quittiert
und, bitte, bedient.

Puppen im Kaufhaus

Lächeln, einmal
wie immer: fertiges
Rot, Rosa, Blau. Ein-
gefangen: Bist du –
ich bin – du bist mein.
Lächeln, gefertigt
nach Traumschablonen,
so oft zerlächelt:
Ich bin, bin dein,
du bist mein. Ein-
gezahlt, eingepackt:
mein für immer.

Hinterhoflandschaft

Vielleicht wird es so sein,
einmal, dort, wo kein Auge
die Weite vermißt, kein Schritt
sich einläßt auf Zeichen:
keine magischen Rinden,
keine Oasen, keine Porträts.
Bäume werden zu Märchen,
vielleicht: das Herbstgold,
die schwarze Kunst des Geästs.
Vielleicht werden Vogellieder
Tonbandgeräusch, befremdlich.
Fenster träumen von Fenstern.
Steine sehnen sich hinein.
Vielleicht wird es so sein,
einmal, das Glück.

Altersheim

Verfallende Namen, verschollene Strophen,
das tote Rauschen, kein Wellengang:
Die Nachmittage verloren ihr Echo.
Herbstbraun verdunkelt die Wege. Der Docht
verbrannte sich selbst. Hinter doppeltem Glas
breitet verordneter Friede sich aus.
Wer weiß noch, verdrossen, wann morgen war?
Zum Schlafen ist es zu spät, zum Wachen.

UNTERWEGS

Arkaden in Kärnten	97
Abend im Land	98
Telegrafien-Isolatoren	99
Seebad	100
Abend am Meer	101
Schloß B.	102
Auf der Schaukel	103
Schienen	104
Leuchtturm	105
Eisenbahnausfahrt	106
Auf der Autobahn	107
Autobahn bei Kassel	108
Unfall	109
Winkend	110
Ausfahrt	111
Landung in Tegel	112
Hauptbahnhof Köln	113
Montfort	114
Apollonia	115
Persenbeug an der Donau	116
Bacharach – Bingerbrück –	117
Andererseits (Brisbane)	118
Märzreise	119
Unterwegs I	120
Unterwegs II	121
Unterwegs III	122
Schnappschüsse	123
Notiz (Bangkok)	124
Toskanische Reise	125
Möwen hinter dem Heck	126
Regatta, fern	127

Arkaden in Kärnten

Außen wehrende Mauern,
sparsame Bürgerfassaden,
der Hochmut der Burgen.
Innen himmeloffene Höfe,
die bogige Heiterkeit
römisch gefügten Steins,
die Sonne und Schatten
versöhnt.

Windlicht und Wolkenblau:
Der Himmel gab seine Farbe
dem Land, den Felsengipfeln
und Gärten, gab Schindeln
und Schiefer das Regenblau,
das Mantelblau den Madonnen,
findet sich wieder in Enzian,
Rittersporn und Vergißmeinnicht,
mischt sich mit Asphalt Silber,
herrscht über Wälder und Seen.

Nur die Laubengänge,
die schreitenden Säulen,
jahrhundertealt, widerstehen.
Sie bewahren das Schattenmaß,
halten Zauber und Zeit.

Abend im Land

Dämmerung, zerfräst
von Motoren,
Dunkel, zerätzt
von unsteter Spur:
die Nadel des Tachometers
tastet sich blind
die Skala hinauf,
tröpfelt bewußtlos
das Pfeilgift der Schnelle
in Wunden,
die keine Nacht heilt –
unstet,
unter dem Vorwand
zu leben.

Telegrafen-Isolatoren

Heitere Noten des Fernwehs,
weiße Akkorde, leicht
auf Gedankengerade getupft:
Die alte Traumspur
summt die geheime Weise
zum dunklen Schienentamtam,
zupft sie aus tanzenden Drähten,
pfeift sie in Asche und Wind.

Seebad

Die edle Torheit der Möwen,
die törichten roten Leiber,
und der Himmel im Wimpeltanz:
Der bunte Wasserball rollt,
und im Klingklang der Kurmusik
dreht sich die Spieluhr Vergessen:
die alten Lieder von Rosen –
die brennenden Leiber – kühl
ist die See – das Nimmerwieder
des Abschieds – die Möwen
schneiden den Flügelgruß
in den silbernen Wind. Torheit,
die alte Torheit der Leiber.
Der Wasserball tanzt, und niemand
erkennt die Blinkfeuer, nachts,
die fremden Befehle.

Abend am Meer

Da entsinkt der Rubin
den Wolken, schmilzt ein
in den Schild, noch einmal,
und ein frühes Traumschiff
flaggt über die Toppen
Kehrwieder. Aber die Nacht
überflutet die Stunde.
Achtlos wirft
der mürrische Silberschmied
den Stein in die Truhe,
die leer ist von tausend
erloschenen Erinnerungen.

Schloß B.

Erkaltete Augen
hinter nächtigem
Firniss: Die Wachen
wurden nicht abgelöst.
Die goldenen Zeiger
zerbrachen. Wind
wusch das Wappen aus,
fegte die Säle leer.
Schwarzer Krähenflug
meldet den Abend.
Die ermüdeten Treppen
zwingen den Himmel
nicht mehr herab.
Membranengeschrei
reißt den Blinden
die Wand ein. Manchmal
hängt noch die Nacht
ihren alten Mond
in den Park. Aber wer
ist gerüstet,
Einsamkeit zu ertragen?

Auf der Schaukel

Geworfen vom Grün
und vom Himmel gefangen –
gib wieder, gib –
die Wolken sinken
hinauf in das Blau,
gefangen vom Himmel,
die Gärten sammeln
Gold aus der Sonne,
der Sonne, der Wind
streicht Vergessen
über die Augen –
gib wieder, gib –
das goldene Grün,
vom Himmel gefangen,
gefangen vom Himmel.

Schienen

Pfeile von Irgendwo:
Sie reißen der Stille
den Leib auf.
Schmale Fesseln
aus Lärmband:
Sie fangen
die Einsamkeit ein.
Harpunen, silbern
ins Namenlose
geschleudert:
Sie jagen die Träume,
erbeuten Gewißheit.

Leuchtturm

Jahraus, jahraus
der Kreis, der Wind,
die Sekunde: blind
die Küsten und blind
das Glas, die karge
Dosis Warnung und Ruf:
hier und her und zurück
und geborgen: der Kreis,
der Wind, die Sekunde:
schneidet die Netze
der Finsternis,
öffnet die Riesenpupille
der Nacht, jahraus,
jahraus, die blinden
Augen voll Wind.

Eisenbahnausfahrt

Lavafarbene Fenster,
gelassen, erstarrte
Höfe, aufgeschnitten,
vorbei: Du wußtest
es nicht. Gelassen:
Die Drähte foltern
den Himmel, Gitter
wie gestern, vorüber,
Baumpinsel, Abschied,
vorbei. Du wußtest
es nicht. Die Zeitung
schweigt. Du wußtest
es nicht. Abschied,
das Tuch weht zurück,
die Taube Erinnerung,
Ruß in den Augen,
die kleine Taube,
zurück. Du wußtest
es nicht.

Auf der Autobahn

Weiter: die Spur
der gehorsamen Tauben
weiter: die Nornen
haben den Faden Grau
doppelt gesponnen:
weiter: die Augen
hungern nach Ankunft:
weiter: ich jage
die blaue Blume
Entfernung: wo war das?
weiter: die Beute
hinter dem Siebenberg:
Bremsrot und Zahlenzeit,
Zahlengerechtigkeit:
weiter: Abzweigung,
Ausfahrt: wo war das?:
Brieftaubenspuren,
Weg und nichts weiter:
die Nornen halten
die grauen Netze:
weiter: gehorsam
zwischen den Käfigen.

Autobahn bei Kassel

Blau die Wälderwiege, bergan,
einhundertzwanzig, Wind
zu Tälern, zu Tal: blindlings,
einhundertvierzig, segelt
der Himmel mit mir, mißt mich
am großen Pendel der Hänge,
einhundertfünfundvierzig:
Wolkenwiege zu Tal, zu Tälern,
ausgeschlagen mit Träumen,
Wälderhimmel bergan, und der Wind
weht Tod in mein Segelglas,
Segelglück, einhundertdreißig,
wiegt mich, wirft mich ins Blau,
fängt mich, blindlings, im Wind.

Unfall

Geschleudert und aus. Windstille.
Stille. Von der Kurvenschleuder
geworfen, ein Stein, der riß
in die Rinde ein, der schlug
in den Stamm. Niemals mehr. Nie.
Ein Stein, ans Ufer geworfen,
hier, an den Strand geworfen,
die Wellen verebben, Schlacke
und Stein. Geschleudert:
Das traf die Schläfe. Stille
wie niemals, nie mehr, wie nie.
Strandgut, zersplittert. Aus.

Winkend

Schon bleibst du zurück.
Wer erinnert sich noch?
Die Zeiger wissen Bescheid.
Stetig kreisen die Räder:
wieder die Null geleert,
wieder ein Tausend beiseite.
Der Sommer wird kälter.
Firnwein vergißt das Jahr.
Was winkst du? Was
weiß dein flatterndes Tuch?

Ausfahrt

Aus-, ausgedehnt,
in den Wind gespannt,
in die Sonne:
aus dunklem Dreieck,
aus sprachlosem Mund,
aus Uhrwerk und Soll
hin und hinaus fliegt
das Segel, der Himmel
schäumt Gischt
und Möwenflug, weiß:
hin-, hinübergespannt,
ausgedehnt und dahin.

Landung in Tegel

Tanz, Wörter und Wind,
über unter Gavotte:
nahe Nebelkarrees, näher
Heimweh Herberge du:
nah das geöffnete Auge,
wo Jubel war, Blut war
und Tod: tanzt wortlos
an Gartenkarrees entlang,
trägt mich näher und nahe,
fragt nicht nach Gestern:
über unter – da.

Hauptbahnhof Köln

Trittbrett. Koffer.
Wir haben Anschluß.
Aufsichtsbeamter.
Betreten verboten.
Sie haben Anschluß.
Ankunft. Auskunft.
Die rote Mütze.
Lokkupplungsbügel.
Cola. Der Dom.
Abfall. Abfahrt.
Uhr siebzehn. Der Dom
Achtzehn. Verspätet.
Die Fahrtausweise,
bitte. Verboten.
Ne pas se pencher.
Wir winken, Möwen.
Totes Geleis.

Montfort

Kein Schritt, der Fragen löst,
kein verlässliches Zeichen:
Dornen, zähes Gesträuch, Wege
rechts oder links oder du
in der Mitte: Rätsel reimlos,
quälendes Jetzt und Niewieder,
verlorene Weisung: bis endlich,
eingeschlagen in felsiges Grün,
uneinnehmbar wie unsere Hoffnung,
der Berg, die Burg, die Trümmer
getürmt und gebrochen: Quadern
aus altem Stolz, ohne Antwort
auf Wo, Wohin, Woher.

Apollonia

Längst vergessene Himmel, eingebrannt
in Schlacke und Glas, eingelassen
in unzulängliche Mauern. Verluste.
Wind war immer, wird immer sein.
Kein Tor mehr, keine bewahrte Form.
Zerschliffene Steine. Unkraut. Gestrüpp.
Spuren in brüchigem Ton, ohne Namen,
Rundungen ohne Leib, unbegriffen,
und die Scherben verwunden nicht mehr.
Kein Versprechen außer der Zeit.
War immer, immer wird sein. Flugsand.
Über verschütteten Wegen der Himmel.

Persenbeug an der Donau

Die Mauern blühen dem Abend zu.
Des Kaisers Gelb nimmt Abschied.
Noch trotzen tönrichte Türme
den Motorfahnen. Aber die Nacht
kommt mit Peitschenlampen,
und der Strom, ergeben, ordnet
sich unter. Kein stolzer Wagen mehr,
keine gelassene Waage, kein Stern.
Nur die leichten Schwalben
streicheln die alte Seide.

Bacharach – Bingerbrück –

Wie Sekunden, wie Jahre,
was weiß ich, abgelagert,
gelebt: geschichtetes Grau,
Brüche, gelassen zu Tal,
Hänge, Ordnungen, Wein:
und es treiben Märchen
stromaufwärts, flüchtige,
früh mit dem Griffel geübt,
Schieferstaub auf der Haut,
die Tafel schrie, schreit
noch immer: Schmerzen,
das weiß ich, Schichtungen,
ausgehalten bis hierher,
bis heute: unter den Rädern
schleift das Vorbei.

Andererseits (Brisbane)

Geklärt das Bild: Mastenwälder,
Küsten aus Windblau, die Dächer
hart unter den Narben von Jahren.
Zerbrochen das schützende Glas,
Spiegel zaghafter Fragen: gewesen,
wieder, was war. Unausgemessen
die künftigen Wege, der Schatten
verloren. Ich sage, was ist:
Die Sonne steht mittags im Norden.

Märzreise

Verwehend: ich sehe, gefaßt,
gealterte Fachwerkkreuze,
karges Winterschwarzweiß,
Dächerschrägen, verloren
das Rot, die Jahre, wartend
auf Dämmerung und Schlaf.
Ja, ich vergaß, was war,
bin nicht mehr da ohne dich,
sehe, gefaßt, dein Erbarmen:
Schattentänze, schwarzweiß.

Unterwegs I

Ausgesprochen das Leuchten,
du weißt es lange, der Glanz
mit halben Wörtern vertan:
kein offener Bogen mehr,
kein spurloser Himmel,
du weißt es: verbraucht
die Bläue, dein Blau.
Sag selber das Halt, sag:
Nie mehr! Wenn der Wegstaub
verweht, der Schotter schweigt,
Steine schlagen dir nicht mehr
ins Glas: Ein reines Weiß,
bewahrt in Wundern und Wünschen,
öffnet sich dir.

Unterwegs II

Zuletzt vernarben die Wellen,
die Wolken wandern nicht mehr,
du verhältst den Atem, kein Netz.
Zuletzt sind eines Sonne und Mond,
die Sterne werden unkenntlich,
Orion verloren, der Pol ohne Ort,
und es weben dich Nebel zuletzt,
Nornen spinnen dich ein.
Vergessen die Schmerzen von gestern,
das vergebliche Wort: Du bleibst
und wirst und warst nie wieder,
vergehst und gehst, am Ende,
bist nicht allein mehr, vielleicht.

Unterwegs III

Daß die verarmten Worte,
die unbegriffenen Zeichen,
daß dein Schmerz, verblichen
in abgelegten Kalendern —
daß diese Welt zu ihrem Ende
sich wieder füllt, und weiter:
Da siehst du das weiße Licht,
gehalten von Mauer und Weg,
siehst die beruhigten Fenster,
und hinter den Kreuzen wartet,
was niemand nie dir versprach:
Wärme, Gelassenheit, wartet,
was niemand vergab bis dahin:
Schatten, lebendig, Zeichen,
und weiter dein Auge, wieder —.

Schnappschüsse

Weg da, weg und verwahrt
in Schemen und Schatten,
das automatische Auge
weiß, was du willst: weg,
ein Hundertstel freundlich
für immer, ein Tausendstel
weg und erstarrt,
und der fleckige Mittag
leuchtend wie Vincent
(das wolltest du, weg),
und das Elend im Zoom,
gerahmt von den Wipfeln
Poussins, für später:
alles ist dir gegeben,
weg, nichts dir verwehrt.

Notiz (Bangkok)

Kein Klang mehr, die Lieder verloren,
käuflich Glocken und Gongs:
ein Riese brüllt, ein Rachen,
stimmlos, ein Schlund: es schreit,
keine Worte, schreit, keine Antwort,
Schmerzen wie einmal die Liebe,
stumm, und die Wut schlägt über:
die Scherben schneiden nicht mehr,
du willst es nicht wissen, du weißt:
Glas schmilzt am Ende und Stein.

Toskanische Reise

Plötzlich ein Anruf
von fremdem Grün:
Pinienschatten,
Zypressen, ernst,
zitterndes Silber,
Terrassen hinab.
Unversehens
die ersten Entwürfe
großer Landschaften,
von einem Himmel
gefaßt, heiter,
der seine Formeln
vergaß, seine Zwänge:
kein falsches Ave,
kein reuiges Schwarz.
Gefangen plötzlich:
Anmut in leichtem,
gelassenem Licht.

Möwen hinter dem Heck

Scharf in das Windblau geschlagen,
krumme Säbel, herrisch wie du,
Wunden reißend wie du, begierig,
und am Himmel das heisere Schreien,
die schrecklichen Spiele um Haben,
Hunger und Haß: Sie tanzen
hinab zu den Wellen, sie taumeln
ins Freie herauf, in die Leere,
schwebend wie du. Sie wissen
nur ihren eigenen Schmerz.

Regatta, fern

Gegen den hohen Himmel
das eitle Blitzen der Segel,
geneigt vor der Wolkenwand,
unter den herrischen Wind
gebeugt, doch unverdrossen:
In stetem Gleiten und Wenden,
hin und dahin und weiter,
nehmen sie Hoffnungen mit
und vergessene Träume, bis hin
zu dem fremden Hafen, fern,
den ich nicht weiß.

OBJEKTE / SKIZZEN / BILDER

Schreibmaschine	131
Tonblende, tief	132
Sonntagvormittag	133
Fotos	134
Kugelschreiber	135
Kino	136
Drucktasten	137
Kleine Stadt	138
Vor dem Spiegel	139
Fernsehen	140
Steckdose	141
Kleinstadtnachmittag	142
Wettersturz	143
Kunststoff	144
Rasenmäher	145
Ein Vogel unter dem Fenster	146
Telefon	147
Abendhimmel	148
Wolkennoten	149
Orientalischer Teppich	150
Alte Leute	151
Schloßpark	152
Ausgrabung	153
Am Strand	154
Taschenkalender	155
Notiz 2/67	156
Orion	157
Bestandsaufnahme	158
Renovierung	159
Abendskizze	160
Auf dem Wege	161
Wetter	162

Seestück, November	163
Kinderdrachen	164
Platanenstamm	165
Porträt-Skizze	166
Eiche, einzeln (für C.D.F.)	167
Trockenes Brot	168
Albumblätter	169
Kleiner Stein	170

Schreibmaschine

Aus der Leere geschlagen,
schlägt jede Type nur sich.
Spur, gehämmert von Fragen:
Buchstabe, Ziffer, Strich.

Schlägt bewußtlos die gleichen
Chiffren für Sehnsucht und Haß:
starre, einsame Zeichen
in ertrogenem Maß.

Ratternd frißt sich die Zeile
über stummes Papier.
Form, zerfallen in Teile,
heute und hier.

Tonblende, tief

Pfeifender Atem
verstummt unter Bässen.
Urklang quillt
aus glänzender Politur,
Vibrationen von Tiefe,
Heimat und Heil.
Vergebens die Hoffnung
auf neue Lieder.
Tonblende tief: Wir wählen
selber den Klang.

Sonntagvormittag

Noch immer stimmen
Glocken die Stunde.
Aber im Freizeitsingsang
gingen die Lieder
verloren, die Reime
wurden zu Tode gebetet.
Wenn einer wiederfände
das Wort, heute,
er müßte sterben.

Fotos

In Hochglanz, brillant,
wuchern die Zeugen
unseres Vergehens,
erstarrte Spiegel,
herausgeschnitten
aus knappen Sekunden,
nicht zu verwirrende
Spitzel des Zufalls.

Gehorsam klickt der Verschuß,
reißt die schuldlose Linse
Löcher von sechs mal neun
in den Tag, öffnet der Blitz
die Nacht: Großkonjunktur
in Sonnengesichtern, bitte
recht freundlich, Bekenntnis
zur Wahrheit der Haut.

Bilder, aufgenommen in Eile
und eilig fallengelassen,
vergessen. Wer weiß noch,
wo das Gedenken bewahrt wird?
Unser Erinnern, ermattet,
zerknickt in der Tasche.

Kugelschreiber

Teilnahmslos
rinnt die genormte Spur,
gleichgültig
spinnt die Kugel ihr Netz
aus Jedermannsblau:
Rotation
liefert die Zeichen,
die Kugel
läuft über mich hin.

Kino

Dem Magier ist es erlaubt,
seine Kunden zu narren.
Er schneidet ein Loch
in den Abend und füllt es
mit unterschlagenen Träumen.

Licht kennt kein Mitleid.
Der geblendete Schmetterling
läßt sich kinderleicht fangen.
Niemand erwartet Vergeltung.
Das Pfand ist verfallen.

Drucktasten

Die Köder
sind ausgelegt,
die Federn
gespannt.

Langeweile verlockt
oder Gier: Einmal
wird jeder Hebel
geschaltet.

Schon
sind die Gitter
alltäglich.

Kleine Stadt

Die Dächer helfen noch immer,
den Himmel zu tragen, der Turm
weist den Wolken den Weg.
Aber metallene Peitschen
schwingen über die Firste,
Membranen leiern die Tage entzwei.
Die Stadt zittert vor morgen,
unter Antennen geduckt.

Vor dem Spiegel

Das Glas ist trübe geputzt.
Doch die Mütter, deren Eifer
die Spiegel erblinden ließ,
fassen nicht ihre Schuld,
und die Söhne beklagen sich nicht:
die Spiegel hängen zu niedrig,
die Söhne fanden sich nie,
seit Jahren.

Fernsehen

Das Licht
ist entmündigt.
Raster halten
die Welt.

Die Traumlosen
triumphieren.
Ihr Maß heißt:
niemals genug.

Zitternde Welt:
kein Stern
verwandelt
das Grau.

Steckdose

Punkt, Doppelpunkt:
die Wände starren
von Zeichen.

Larvenaugen
bewachen den Tag,
wecken die Nacht.

Hinter der Maske
höhnern die Diener,
treiben zum Punkt.

Kleinstadtnachmittag

Abzählvers
tanzt
durch die Straße:
ich und du,
ich und du.
Steine
halten die Stille.
Im Fachwerk hängt
das Einmaleinst.
Ein Düsenmotor
mißt den Himmel aus.
Ich und du,
ich und du:
Einer
wird ausgezählt.

Wettersturz

Türen schlagen die Stille.
Die Schirmfrau schleicht
aus dem Wetterhaus.
Wenn die leeren Kuverts
vor den Fenstern treiben,
ist es zur Einkehr zu spät.
Schon hängt der Regen
seine grauen Gardinen auf.
Die Gefangenen lauschen.

Kunststoff

Das Gestern löste sich
ohne Spur, Hoffnung
erstarrte in der Synthese.
Die Nornen spinnen
kein Leid in den Faden:
Glatt ist und kühl
der gefügige Diener,
fragt nicht woher, wohin.

Rasenmäher

Genormte Sicheln
schlagen den Sommer
blind. Die Schärpe
trügt: kein Orden,
kein Himmel, kein Fest.
Unter der Guillotine
blüht keine Hoffnung.
Im Namen des Plans,
artig, vertrocknet
Maßliebchenschaum.

Ein Vogel unter dem Fenster

Fremder Lockruf: ein Vogel
unter dem Fenster, ein Wagen
aus grünem Holz vor der Tür,
und die Straße trollt sich davon
und hinaus, wo das Wolkengrau
leicht wird unter dem Zugriff
des Winds: der Wagen wartet
wieder wie damals, Wind
wie damals, wie damals Wolken
und offene Wege: aber im Hofe
gesessen, damals und immer,
im Hofe bewacht von Gardinen,
gesessen im Hof auf dem Schemel
Gewohnheit, ein Groschen
für die Musik: niemals gezupft
auf den Asphaltsaiten, nie
mit dem Wind gespielt vor der Tür:
die Vögel mit trockenen Krumen
beschwichtigt, den grünen Wagen
gegen Policen getauscht,
und abends den Hof gefegt, immer
und immer: in blinden Fenstern
nach Weite gesucht, das Auge
fremd in den Spiegeln.

Telefon

Kühl und gehorsam,
gebannt: aber
er schläft nicht,
der Rattenpfeifer:
aus der zerklüfteten
Stille springt er
hervor, spielt er
den Ton, der Einsamkeit
bändigt: pfeift
seinen Ton, seinen Tod,
und tausend tausend
gehorschen: der Berg
steht offen, Höhlen
warten auf Antwort.

Abendhimmel

Purpur, Absud
von Strahlen und Scham:
Wer versprach denn?
Kein König. Kein Bote.
Keiner weint.

Der Tag verendet.
Vielleicht war es Gift.
Zahlen stehen noch aus,
Quanten, Beweise.
Niemand sagt: Ich.

Wolkennoten

Über den Dächern: Woher? Woher?
Raben unter dem Himmel, Rab, Rabe.
Der Zeitwind spielt Fangen
mit Moll und Schwarz: Wer
weiß Wolkennoten zu singen?
Die Raben krächzen, Scharniere:
Die Märchentrue ist leer, leer.
Raben, Rab, Rabe: Sie wissen
nur ihren Namen, nicht mehr, fragen
nur ihre Frage, Rab, Rabe: Woher
unter dem Himmel, woher?

Orientalischer Teppich

Das Königsblau ist umzingelt.
Die Jagd ist zuende.
Im Garten pflücken die Frauen
Purpur, Jade, Achat.
Vergebens betteln die Schatten:
Sagt uns doch, Wolken,
wo die Sonne den Himmel hält!
Die Blinden unter dem Tor
schließen die Hände. Sterne
blühen auf im Palast. Der Wilderer
schleicht aus der Hütte.

Alte Leute

Das ist nicht nötig.
Wir sind es nicht anders gewöhnt.
So ist es. So war es immer.
Das spinnt sich so hin.
Schließlich und endlich,
wir haben immer gegessen,
was auf den Tisch kam. So war es.
So ist es. Wie es so ist es.
So haben wir das gelernt.
Die Sonne ist nicht mehr so hell.
Die Rechnung kommt immer am Ende,
schließlich und endlich. Schnee
bleibt nicht weiß. So war es
immer: weiß und grau und zuende,
am Ende. Wie es so ist es.
Wir haben immer gegessen,
was auf den Tisch kam.
Wir sind es nicht anders
sind es gewöhnt.

Schloßpark

Nichts haben sie zugelernt,
die steinernen Augen.
Rost brach die Gitterrosen,
Moos überkam die Mauern.
Sie beharren auf ihrem Blick.
Aber es singen nicht mehr
dieselben Amseln, die Sommeruhr
geht schneller und schneller.
Wir wissen nicht, wann wir leben.

Ausgrabung

Disteln und Wegerich, du,
Schatten unter der Klinge: ein
Mund, ein Wort, ein Augenblick
Wir, versprochen dem Wind, ein
Einst aus dunklerem Lehm: wir
sahen den Wolkenturm, du,
beugten uns tief, deine Hand,
bis zu den Schatten: bis
Rost meine Lippen streift,
bis das versprochene Wort
uns meint: Schatten im Lehm,
Wegerichsamen, Distelrot.

Am Strand

Wind vom Meer her:
gestrandet das Wort,
die Karte vergilbt,
die Ankerkette zerissen,
das Ruder schleift,
kein Echo sucht
das verlorene Lot:
die Wellen treiben,
tilgen die Spuren,
halten die Stille.

Taschenkalender

Namen, weiß,
morgen,
Zahlen, rot,
morgen vergessen,
in Lücken
zu Gast:
gezählt,
gestern,
gezeichnet,
gezahlt.

Notiz 2/67

Wie Wasser,
fraglos,
wie Eis,
kristallen,
ohne zählbares
Maß
(denn wie zerrinnt,
was unter Kränzen
war): unzählbar
wie unser Augenblick,
wie Jahr um Jahr:
und wissen nicht,
wie den Widerschein
halten .

Orion

Jäger da, ausgespannt,
mächtig gejagt, wie
viele Augenblicke,
und immer die Beute
verloren in Nächten,
die zählten die Stunden
an einer Hand, lässig,
oder vergeudet am Morgen,
geblendet vom Reif: wie
viele Gestern. Winter
weiß die vertraute Spur:
Um Mitternacht, spät,
spannt er sich aus, da,
Jäger, fängt er uns ein
im Sternenfrost, fragt
gelassen: Wer wagt es
und wirft den Stein?

Bestandsaufnahme

Geräumt die Kammer, gekehrt.
Auf gekälkten Wänden Staub,
Fingerabdrücke, unkenntlich,
abgelagerte Schatten.
Das Fenster gibt nüchternes Licht:
Risse, verjährt, Regale,
Ordnungen ohne Gedächtnis.
Die Vorräte sind gezählt.

Renovierung

Leitungen unter Putz.
Rauhfaser Stoß an Stoß.
Kein Fleck mehr, kein Rost.
Gewohntes sorgsam verdeckt
unter gebrochenem Weiß.
Rahmen und Leisten matt.
Dielenbretter gespänt.
Kein Schatten, kein Schritt
von gestern. Gutes Gewissen
spiegeln die Fenster.
Alles ist wieder neu,
alles vergessen. Weiß:
Das war nicht umsonst.
Aber, alles in allem,
es hat sich gelohnt.

Abendskizze

Ein Strich, noch ein Strich,
irgendein Punkt am Ende,
Fragmente von Hoffnungen:
Gespräche über den Zaun,
das Altersblau der Astern,
ein Schattenbaum ohne Namen,
ein großes Wegequadrat,
ein kleines. Und deine Hand.
Der Nachbar liegt schlaflos,
unter der gleichen Sichel.

Auf dem Wege

Gefundene Farbe Purpur, ein Rest
aus Sonne und Blüten, zweifache
Glut: ein Tulpenfeuer, geflügelt,
sieht mich, Rätsel, mit Pfauenaugen,
träumt mich zuende, vergißt mich,
zertreten von fremden Schritten,
verweht in den Augenblick Jetzt
und gewesen: nichts als ein Test
für den Herbst.

Wetter

Hinter dem Alltagsdunst, vernarbt,
das Sonnengeschwür. Die Wolkenwand
strähnig, grau kündigt Regen sich an.
Vielleicht, wenn der Wind wieder auflebt,
zieht das Wetter noch einmal ab –
anderswohin, wo wir nicht sind.

Seestück, November

Eingeschlafen der Nachmittagswind
über dem See, der Himmel
holt sich die letzten Farben,
Klarheit breitet sich aus.
Wünsche spiegeln herauf aus der Tiefe,
wortlos. Aber der halbe Mond
schneidet schon in die Dämmerung,
scharf, und ich weiß nicht, was sein wird
in dem geborgten Licht, nachts,
ohne Schlaf, wenn der Frost kommt.

Kinderdrachen

Tanzend im hellen Windblau,
bunt, ohne Gedächtnis,
allein vor dem Himmel:
frei, leicht, entlassen
von Alltag und Uhren
und Allemande, schwankend
wie Liebe, maßlos,
und einen Augenblick, dann,
gelassener Stillstand, klar
wie Wahrheit und Traum:
vergessen die Fessel,
einen Augenblick lang,
das Band und die Hand,
die es hält und einholt,
am Ende, zu uns herab.

Platanenstamm

Verwunschene Inseln, fremd,
unerreichbar, mit Silberstift
gezeichnete Topographien
in den gebrochenen Farben
nie erfahrenen Glücks:
von einem Willen begrenzt,
der Morgen und Abend weiß,
unwiderrufflich, Stürme
und Dürre und dich, deine Fährten
hinüber in Kindheitsgärten,
die vergänglichen Spiele
nächtens und in der Dämmerung,
vom Vergessen bedrängt:
oder der Freund kommt, endlich,
wischt aus die Grenzen, die Trauer,
hebt auf die verlorenen Worte,
schenkt dir ein Eiland, sehr fern,
nach seiner Wahl.

Porträt-Skizze

Witwengrau, stumpf.
Warten auf dann. Die Tage
nicht mehr gezählt.
Beinahe blind vom Gestern
die Augen, eingetrocknet
die Wörter: gewußt wann,
gewußt wo, ungefähr,
gewußt wie und warum.
Aber kein Echo mehr.
Nur noch Gewohnheiten
sammeln, Abfall sortieren,
den Staub verwischen,
vergilbte Policen zahlen
gegen den Tod, und Maschen
zählen, immer noch einmal,
für das tagtägliche Spiel
der befreundeten Hände.
Sie weiß schon lange,
was daraus wird.

Eiche, einzeln (für C.D.F.)

Groß, weit, allein. Die Würde
des Alterns. Aber das Grün
so jung wie die Sonne, wieder,
so jung wie nie, und die Äste
ausbreitet über uns beide,
daß wir den Himmel vergessen:
ein Baum, reicher als Wünsche,
gültig jenseits von Jahren,
wie wir sie zählten und zählen,
ein Bild. Wir wären einsamer,
beide, auf unserer wüsten Erde,
wären da nicht seine Augen
gewesen, zweifelnd, genau.

Trockenes Brot

Risse quer, grau
gedörnt, roggengrau,
altbackene Blitze,
zerfasert, wie damals:
das Tägliche, unser
tägliches, abgewogen,
getilgt. Bei uns
kommt nichts weg.
Im Unterkiefer
stechende Härte,
links hinten,
unter der glatten
Prothese. Das Haus
verliert nichts.
Wir sparen, kargen,
warten noch immer.

Albumblätter

Ermattet die alten Bilder
und abgelegt, entfärbt
von Jahren, Jahrzehnten:
fast schon vergessen
der Kinderhimmel von Agfa,
der wußte nur, farbig,
daß alles rein war und neu,
die Wolken mit Blaustich,
das dünne Maigrün der Birken,
der Regenbogen: Fotos
von vorgestern, fremd
wie deine Erinnerungen,
verletzlich wie deine Haut,
wie mürbes Seidenpapier,
das längst die Geschenke
vergaß, die Rosen: farblos,
wiederverwendbar vielleicht
als Copy-Papier, reinweiß.

Kleiner Stein

Findling, du, ohne Wert,
ohne Namen, Strandgut,
von ungezählten Wintern
geschliffen, zerschliffen
zu formloser Form: schmal,
leicht, gering, Abfall
vergessener Lande, gestreut
ins Leere, verloren:
nichts als ein Stein,
an den Strand geworfen
von achtlosen Wellen,
weggeworfen für nichts:
gefunden aber, geborgen
in einer warmen Hand,
noch nicht zerrieben
von Zeiten und Wind, du,
noch nicht am Ende.

JAHRESRINGE

Juli	173
Augustmorgen	174
Früh im Februar	175
Wie gestern	176
Oktoberpromenade	177
Rauhreif	178
Nachtflut	179
Abends im Winter	180
Anfang März	181
Im April	182
Herbstfiguren	183
Oktober	184
Lese	185
Vorwinter	186
Den Winter wissen	187
Fastnacht	188
Im Juni	189
Winterliche Strophe	190
Spuren	191
Jahresringe	192
Nach der Sommerreise	193
Septemberwetter	194
November	195
Kälteeinbruch	196
Frühlingszeilen	197
Notiz 9/65	198
Strophen	199
Zeitlich	200
Zeigerzeit	201
Herbstzeilen	202
Allee im Dezember	203
Ende Mai	204

September	205
Oktobergarten	206
Abgesang	207
Novemberskizze	208
Intervall	209
Einen Kranz binden	210
Winterworte	211
Herbstlicht	212

Juli

Die Sonne schäumt
die Wiesen aus.
Im Gartenschatten
kocht Purpur.
Der Wind sät
reifes Gold
auf die Felder.
Im Sommerbaum
gilbt ein Blatt.
Das Jahr weiß
seinen Wechsel.

Augustmorgen

Batist
über den Feldern,
ein Fest
kündigt sich an.
Aber der Stahl
ist schon geschliffen.
Vergebens zischeln
die Halme.
Der Himmel zerreißt
das Gespinst,
Drescher rattern
zum Tanz.

Früh im Februar

Der Flügelschlag von Tauben
weckt den Morgen. Frost
hat den Regen eingesammelt,
Wind die Hoffnungen entführt.

Versteinte Straßenbäume
zeichnen Krähenfüße
auf graue Himmelspappe,
zeichnen den schwarzen Trost
des Immerwieder, immer wieder.

Die Glocken schweigen ratlos.
Die Tauben suchen Brot.

Wie gestern

Wie gestern der Schnee
der Kastanien, blasse
Beute des Nachtwinds.
Wie gestern das Messer
des Traums, unerbittlicher
Schrecken: die roten Augen
vergessener Rechnungen.
Wie gestern das pilzige
Wuchern des Jahres
und immer, wie gestern,
der Nachtwind: plündernd
Kastanienschnee, die fahlen
Geheimnisse eingesunkener
Gräber. Die Erde
weiß keine Hilfe; bitter
bleiben die Früchte.

Oktoberpromenade

Augen, der Herbst
weht vorüber,
die ängstlichen Äste,
Augen, vorüber,
ein grünes Tuch,
aus Gestern gewebt.

Augen, die Lichter
schlagen den Abend,
Striemen, vorüber,
die Hoffnungen, damals,
Augen aus Jade,
kühl und vorbei.

Damals, die Lider
sinken, gestern
und damals, damals,
vergessene Blätter,
vorüber – die Augen
ernten den Herbst.

Rauhreif

Schmerz,
die vertrockneten
Kränze, Schlaf,
die Scherenschnitte
des Heimwehs:
Es war einmal
ein reisiger Ritter,
es war einmal
eine Blume –

Die weiße Dame
wußte den Spruch.
Zur Nacht kam
der blinde Sängler –
Schmerz,
und Traum bekränzte
sein Lied –,
der schenkte
den silbernen Mantel.

Nachtflut

Der pochende Bagger Zeit
schüttet aus Gestern,
Vergessen den Damm,
der den Himmel hält
hinter den Dächern.
Doch in der Nacht,
wenn der weiße Reiter
erscheint, übersteigt
Sturmflut die Krone,
ertränkt die Weiden
der Hoffnung, überspült
den gehüteten Garten,
wo die alten Schmerzen
verdorrten. Die Gärtnerin
weint: Ausgeschwemmt
sind die Samen, Unkraut
wuchert im Schlamm,
und das Baggerpochen
gibt keinen Trost:
Immer wieder erscheint
der weiße Reiter,
immer wieder bezwingt
Nachtflut den Damm.

Abends im Winter

Federnder Spechtschlag
warnt vor der Nacht:
kein Haus, kein Haus.
Nebel baut Schattentürme,
kein Haus, Frost
schleicht den Hang herab,
kein Haus, die Greisin
weint um das Manna
Erinnerung: kein Haus,
kein Haus. Die Nacht
nimmt die Schatten heim.
Auf den erstarrten Wegen
irren Schritte.

Anfang März

Schwarzes Rabengeschrei
scheucht den Winter auf
aus den Wäldern. Noch geißeln
nackte Zweige den Wind,
und der Abend hängt schwer
an der Dämmerung.
Aber die Knospen
sind schon geschärft,
und unter dem Totenlaub
treibt gelbes Gestirn.

Im April

Wieder treiben die Weidenzweige.
die Tage voran. Die Wintergitter
zerfallen.

– nur der Schuß, der dich nicht traf,
damals, du weißt, unter den Zweigen –

Die Finken zwitschern ihr Grün
über die Büsche hin. Die Wiesen
empfangen den Himmel.

– nur der Tod, der dich vergaß,
damals, unter den Zweigen, du weißt –

Der Wind spielt die helle Flöte.
Der Frühling sucht seinen Namen,
den alten Namen, du weißt.

Herbstfiguren

Wieder und wieder klopft
der Zeremonienmeister
auf die geduldige Erde,
bis endlich, geschmückt
mit dem prallen Gold
der Kastanien, trunken
von Asternpurpur,
der große König erscheint,
der Oktober. Der Himmel
spannt seine kostbarste
Seide, die Schattendiener
stehen Spalier,
und niemand verrät,
daß nachts das Nebelweib
mit dürrerem Stecken
über die Wege streift.

Oktober

Wenn das Laubgitter
vor meinem Fenster
sich öffnet, der Himmel
aufschlägt die Initialen,
die ich, geblendet,
nicht lernte im Sommer:
Wenn Akaziengefiedcr
zerflattert im Wind
und Dämmerung plündert
die blauen Tage:
weiß ich nicht mehr,
wie April mich betörte,
und ich zähle das Jahr.

Lese

Traubenbraun
in der Kelter.
Vergänglichkeit
treibt ihre Blume.
An bleichen Schriften
wärmt sich die Nacht,
wärmt die Blume
Vergänglichkeit,
treibt in die Kelter,
traubenbraun.

Vorwinter

Schlängenzweige
fangen die Dämmerung.
Du bist nicht
gemeint. Wolken,
unverständliche Worte,
holen den Abend ein.
Du bist nicht
gemeint. Die Nacht
kümmert sich nicht
um dein graues Haar.

Den Winter wissen

Den Winter wissen, Eiskraut
im Herzen, splittrigen Farn
vor dem Fenster: den Winter
wissen, Winter, von Worten
bereift: die Möwen schreien
nach Fraß, der Bettler
zündet die Scheune an, niemand
öffnet das Fenster: den Winter
wissen, und keinen Widerhall
finden: nicht die zaubrischen
Fächer des Farns, das Nest nicht
im Eiskraut des Herzens:
den Winter wissen, wissen
Bettler und Möwen, wortlos.

Fastnacht

Heute vergessen,
nur einmal, Larven
aus Seide, ist alles
vorbei: einmal nur heute
vergessen, nur einmal
vorbei: der reißende
Purpur der Wölfe,
die Lumpenseide,
vergessen, die Peitsche
der Narren, und Fremde
danach: nur einmal
alles vorbei: Konfetti
schneit das Vergangen
ein, die blassen Tage,
die reißenden Jahre:
nur einmal nur alles
vorbei, und der Purpur
gleißt und blendet
die Larven, und es treibt
die Pritsche ins Gatter
die Horde, nur einmal
alle und alles vorbei:
die Narrenpeitsche
Vergessen, das Tränenrot
in den Larven, Rauhreif
Konfetti, nur einmal
einmal vorbei: die Fremde
danach, der Morgen
danach, Lumpen danach,
die Seide der Narren:
heute vorbei, vergessen
nur einmal, heute und
rot, vergessen, vorbei.

Im Juni

Versäumt das Fest
der Kastanien: Wind
löschte die Kerzen
aus, der Morgenstern
entführte das Lächeln.

Sommer schattet
wieder den Asphalt
mit Anmut. Aber
die großäugige Nacht
liegt schlaflos.

Versäumt, versäumt:
ohne Erbarmen
das Fallbeil Zeit.
Das reifende Jahr,
wohin, am Ende?

Winterliche Strophe

Wenn, und der fremde Vogel
zittert im Käfig, wenn
der Saphirglanz des Septembers
zerspringt und die Fenster
vernarben in strengen Nächten:
Wirf den Ring in den Schnee,
sieh dir ins Auge: April
verstellt vom Gitter Vergessen,
verwischt die Silberstiftzeichen
des Sommers, das Spiegelglas
bricht Erinnerung zu Schweigen:
Du findest nicht wieder
den Kinderweg Wareinmal,
Marmor härtet den Wind.

Spuren

Im Spinnweb fängt sich der Wind,
das, was der Traum gemeint hat:
Worte von hinter der Wand, Worte,
gesetzt in Lettern aus Herbstlaub,
verloren unter Novemberschnee.

Die abgegriffenen Billets,
wieder und wieder gelocht: Asche,
Knochenweiß, Glück. Du branntest
das, was der Traum dir brachte,
geliebten Gesichtern ein.

Worte von hinter der Wand, Worte
in tauendem Schnee: Asche und Glück.
Knochenweiß. Vor dem Schlagbaum,
am unerbittlichen Grenzrot,
entdeckt der Zöllner die Täuschung.
Das Paßbild trägt. Unter dem Filigran
der Düsenmaschinen, Sommerschnee,
verwehte die Traumzeit. Nacht
schlägt kein Echo mehr in den Adern.
Wind reißt die Spinnengewebe ein.

Jahresringe

Kaum sprenkelt April
die Tage mit Knospen,
gestern war's, gestern noch:
kaum zieht der Sommer
die hellen Vorhänge zu,
gestern, gerade gestern:
kaum wirft September
sein Gold in die Wälder,
Oktober sammelt die Beeren,
November: gestern war's,
gestern gerade: der Nebel
sieht schon nichts mehr,
die Nacht spinnt Märchen:
gestern, kaum war es, kaum
starb in harschigen Spuren
das Jahr, gestern gerade:
da überkommt der Märzwind
die Kronen, April kämmt
die Weidenzweige, der Mai
steckt sein Sommergrün auf:
gestern war's, gestern:
Altweibergespinnste, kaum
war es, Rauhreifgeschmeide,
erfrozen die letzte Frucht,
die Knospen gespitzt:
gestern, gerade gestern:
es war.

Nach der Sommerreise

Der Baum packt seine Äpfel aus.
Die Pflaume kocht vertraute Süße.
September sendet Kartengrüße.
Die Spinne zahlt Erspartes aus.

Das Grün verspielt, das Blau vertan.
Der Rittersporn ist ausgeritten.
Bitteres reift in derben Quitten.
Das Unkraut steht so hoch wie nie.

Septemberwetter

Da bricht die Apfelsonne auf
und Pflaumenhagel schlägt ins Gras
und Birnen malen Regenbogenrot.
Der Wind spielt Blindekuh im Busch
und fegt die Sommermärchen aus
und weht das mürbe Gras dahin.
Die letzten Nachmittage blühen.
Kühl wacht der Morgen auf.

November

Verschränkt in sich,
nicht mehr verhüllt –
hölzerner Narr.
Der Reisigbesen fegt.
In Schwärmen fährt es auf.
Vertan der Schatz,
die Schatten ausgezählt.

Kälteeinbruch

Wenn der russische Wind
seine Seide spannt,
im frühen März,
wenn das Grün
schon Hoffnungen treibt:
Wer hat den Mut,
die Kinder zu strafen,
das Messer zu schärfen,
aufzuschlagen das Buch
und ein Lied zu singen
vom Herbst?

Frühlingszeilen

Die Felderfahnen sind ausgehängt,
die Perlenschnüre gespannt.
Erste Schleier werden geschwenkt,
erste Schritte getanzt.
Die spröde Sonne gab endlich ihr Ja.
Fahnen wehen prophetengrün.
Irgendwer singt schon.

Notiz 9/65

Ein Blatt taumelt,
tigerfarben. Ein Schwarm
fliegt auf. Lichter
tasten den Abend ab,
ohne Antwort. Die Pranke
schlug wieder zu.

Strophen

Zeit jenseits der Rose:
das große Entzücken Rot
zuverlässig gespeichert
in Untergängen.

Abfall von alten Weisen:
zitternde Diamanten
kreisen die Stille ein,
überreden das Schweigen.

Hoffnungen: keine Hände,
Schaufeln graben sich
durch glücklosen Staub,
verschütten den Mond.

Zeit jenseits: wir
trinken die Nacht
aus gläsernem Maß,
glauben die Rose blind.

Zeitlich

Der Kuckuck versprach's:
Jahre, Ketten von Jahren.
Versprach's in der Frühe:
Jahr, Jahr, noch ein Jahr,
hörst du: morgen, übermorgen,
irgendwann ja. Ketten
aus blanken Hoffnungen.
Versprach's, versprach's doch!
Meine tägliche Weckerzeit
geht mit mühsamen Schritten.
Wer, außer dem Kuckuck, zählt?

Zeigerzeit

Unter gelassenen Zeigern
zerschnitten das Jetzt, unser Tag:
schmale Segmente Hoffnung,
Augenblick pünktlich an Augenblick,
gestanztes, gezähltes Vorbei:
unser Kreis, unser Tag, unser Warten,
von schuldlosen Messern gevierteilt:
hingerichtete Zeit.

Herbstzeilen

So vermodert, was war:
Ein lässiger Wind fegt,
raschelnd, die Wege,
Erinnerung fängt uns ein:
So spielten wir, Kinder,
warfen uns lachend ins Laub,
webten uns, unbedacht,
ins Spinnennetz Leben ein
mit Worten wie Liebe, wie du
und morgen und nie. Die Äste
stehn kärglich gegen das Grau,
so bloß wie gestern, wie wir:
Ruten, geschlagen vom Wind.

Allee im Dezember

Erleichtert: Das Jahr
altert, der Morgen verweht
die letzten Sommerflecken,
Äste schlagen den Tag.
Mit leichtem Pinsel, gelassen,
zitiert der Meister noch einmal
auf dem geduldigen Himmel
gestrigen Noten. Dann
trägt die Allee wieder Schwarz,
wartet auf Schmerz und Schnee.

Ende Mai

Schon wieder verschattet
die lichten Wege,
herrisch das Sommergrün,
dunkler der Mittag gefaßt:
Du hörst die Stimmen,
lockend, die Stille,
den reifen Augenblick
Frieden, bevor du gehst.

September

Leicht diese letzten Tage
und still. Die Wünsche ruhen.
Aus dem gelichteten Laub
sintert das Jahr sein Gold.
Die Wetten sind ausgezahlt,
vergessen Becquerel, Rem,
die Trauben reifen zum Fest.
Im Abenddunst, näher jetzt,
lösen sich Trauer und Scham.
Wir trinken, wir werden getrunken.

Oktobergarten

Dieses vergebliche Blühen,
rot, gegen den Abschied,
die schon verworfene Fülle
von Dahlien, Begonien,
die verzweifelte Freude
der späten Chrysanthemen,
und ich warte, wage das Wort
nicht noch einmal: Rosen,
weil ich den Winter weiß.

Abgesang

Noch einmal, geschenkt,
der stille Augenblick
Mandala, Mitte:
das ferne Traumbau
der Hügelkulissen,
verwunschene Täler,
im Dunst gestaffelt
bis hinter die Träume,
die Abendschatten,
ein Vogelschwarm.
Aber das Aber, nah:
Die Nebel steigen
nicht wunderbar weiß
wie in Wandsbek, der Nachbar
dichtet die Fenster ab,
sichert die Türen –
wir haben gelernt,
dem Blau zu mißtrauen.

Novemberskizze

Ergraute Erlen, gebeugt,
neben dem See. Der Bootssteg,
verlassen, stelzt in den Nebel.
In blassen Schleiern hält sich
ein spärlicher Sonnenrest.
Der Herbst fegt die leeren Äste,
ein arroganter älterer Herr,
der immer recht behält,
spätestens im Dezember.

Intervall

So schmal der Sommer, eingeeengt
zwischen Knospengepränge
und matten Schirmen im Herbst:
spärliche Wochenendlust,
Wärme in fließendem Sand,
Vergessen im Sonnenschatten:
gezählte Stunden, umfächelt
von Superbenzin und Fritten,
durchhämmert von Discosound,
befriedigt mit Eis am Stiel:
gespartes Gestern, abgeschrieben
und – wie? – wieder dahin.

Einen Kranz binden

Da sind noch Blüten,
mittagsblau, bereit,
prunkender Rittersporn,
sonnige Margueriten,
kann's gar nicht fassen,
und unter Rosenblättern
die Schatten, unberührt.

Ferieduft ist noch da,
Linden, Kamillen, Butterblumen,
eifrige Kindersträuße
für verblühte Namen,
Vergißmeinnicht, notiert
auf Fleuropschecks,
verwelktes Du und ich.

Da ist noch Haselgrün,
getreue A sternsterne,
die abendschöne Akelei,
mit Maßen, aber ohne Maß
verschenkt, geschenkt,
und Knospen, manchmal,
namenlos, für meinen Kranz.

Winterworte

Wenn die welken Blätter
verweht sind, verwirkt
das maßlose Blühen
rosenrot, rosenweiß,
verblichen die Kränze:

Wenn Winter wird, karg,
die erfrorenen Dornen,
die düsteren Kreuze,
verwitterte Daten,
die keiner mehr rechnet:

Wie willst du beweisen
ohne ein Weißtdunoch,
was einmal war, wirklich?
Wie, wenn der Tag kommt,
wagst du das Wort: Rosen?

Herbstlicht

Dann weißt du, auf einmal,
an einem beliebigen Tag,
erwachend: Es ist nicht Gold,
was dein Fenster füllt,
nicht das gezählte Glück,
die gespeicherte Hoffnung.

Du siehst, verzaubert,
einen leuchtenden Schleier
aus leichten Blättern,
in denen die Gartenfarben
des Sommers sich sammeln,
noch einmal, ehe der Nebel
sie bleicht und verweht.

Der Winter wird dich erinnern
an diesen Tag ohne Namen
und Zahl, da dich der Oktober,
altersweise, beschenkte
mit seinem verwünschten Licht,
reiner und reicher als Gold.

WORTE / SPRÜCHE / NOTIZEN

Sprüche	215
Notiz 10/63	216
Rätsel	217
Notiz 11/63	218
Tafeln	219
Früh	220
Spiel	221
Umbruch	222
Notiz 12/63	223
Hieronymus	224
Notiz 3/64	225
Notiz 4/64	226
Notiz 5/64	227
Notiz 2/65	228
Rebus	229
Ausgeworfen	230
Flechtwerk	231
In memoriam	232
Notiz 3/66	233
Zwischenzeilen	234
Frage	235
Notiz 4/66	236
Abendgespräch	237
Ratschlag	238
Zauberspruch	239
Notiz 1/67	240
Kleine Worte	241
Notiz 10/67	242
Rätselhaft	243
Widmung	244
Gericht	245
Kristall	246

Mitdenken	247
Notiz 10/74	248
Notiz 11/74	249
Notiz 1/75	250
Endlich	251
Ohne Antwort	252
Einübung	253
Handgeschrieben	254

Sprüche

Wer ein Haus für die Sonne baut,
darf Stufen und Türen vergessen.
Wer ein Kursbuch für Träume schreibt,
braucht weder Tinte noch Weiß.
Knoten an Knoten: ein Netz.

Notiz 10/63

Heute,
das ist:
für gestern,
für nichts.
Gräber,
Schatten dahinter,
als wäre.
Steine,
als wäre die Sonne.
Almosen,
hart.

Rätsel

Im Spiegel
hat sich die Nacht
versteckt.
An den Perlen
wärmt sich der Wind.
Rauhreif hütet
den Zwergenschatz.
Der Feuerbart
dreht seinen Ring.
Wer weiß die Lösung:
wer lügt?

Notiz 11/63

Worte,
wortlos:
Zeichen.
Ein Ruf.
Ein Reim.
Wer hört?
Buchstaben,
Runen,
stumm.

Tafeln

Zerschlug sie,
für immer: Steine,
Splitter, Geröll.
Zerschlug sie:
Wörter, Zeichen,
das Unverstandene,
Un- . Zerschlug,
zerschlug sich.
Schrieb sich
noch einmal.

Früh

Rosenfingrig:
keine Hand,
keine Göttin,
kein Gruß.
Der Morgen weiß,
wie der Staub
endet. Tränen
sind unerwünscht,
unerträglich
Lieder.

Spiel

Ein Spiel
mit Würfel
und Lot:
einmal
und wieder
und immer
vergeblich.
Das Lot
fällt nieder.
Der Würfel
weiß nur
sechs Zahlen.

Umbruch

Punkt:

ein Ende

gesetzt.

Ein Auge.

Ein Schlaf.

Hier

war es.

Hier

kann es sein,

hier, heute:

ein

Punkt.

Notiz 12/63

Gott:
ich
ohne Anfang.
Pfüthen
wissen
das Blau.
Sterne
vergessen.
Wo
ist das Wort,
das Ende?

Hieronymus

Nachts,
nachts und bei Tage:
Die Waage zittert,
der Stundensand rinnt.
Nach dem Verlust
werden die Schatten
leicht.

Notiz 3/64

Zu Asche,
zu Erde,
zu Fall:
Was
verfängt
ein
Tropfen
Bitter –
wer
fängt
den Ball?

Notiz 4/64

Noch bin ich leicht.
Ich öffne Türen und Gitter.
Ich weiß noch nicht,
wie es weitergeht.
Noch kann ich lügen.
Wenn ich erwache,
ist mir mein Traum
schwer.

Notiz 5/64

Die fremde Sprache
der Nachtigall:
wieviele Noten
verschwendet dem Wind –
wieviele Träume
betrogen? Vogellaut,
Vogellied: Wer das weiß,
stirbt an Worten.

Notiz 2/65

Beinahe nichts,
aber der Augenblick,
einmal: einst eins,
ein Fleisch einst,
ein Schrei, und Jahre
danach: das schreit,
du, das wächst, du,
das wuchert in Jahren:
ein Augenblick, einmal –
beinahe nichts.

Rebus

Wartende Spiegel, blind:
eine Hand greift, deine Hand:
aus eins mach zwei: macht zwei
deine Hand, gehorsam: es zwingt
das Scharnier dich, du zwingst
das Ende herbei, den Anfang:
Spiegel, blind, ein Dolch,
der den Mord schon vergaß:
du hast vergessen.

Ausgeworfen

Geworfen:
ein Wort
geworfen:
ein Ball,
ein Stern,
ein Nichts:
ausgeworfen,
eine Feder,
hin-, hinüber-
geworfen:
Fremdes
gefunden:
ein Wort.

Flechtwerk

Gezirkelte Linien,
Liniengezweig:
kein Winter
jemals so eisig,
niemals ein Ring
so geschärft:
ein Punkt nur,
gestochen,
ein Rauhreif,
ein Kranz:
der hält dich,
weiß du,
hält mich,
ich weiß.

In memoriam

Gelöscht,
was brannte,
taub,
was sprach:
und Seidenworte
weiß,
und Kränze blind:
Masken
wie allzumal,
geschwätzig:
kein Negativ
verrät,
was brannte,
brennt.

Notiz 3/66

Schlaf, und keine Saite
berührt, kein Wort bewahrt:
weißer Schlaf, Bruder,
und die tauben Stunden vertan,
verwelkt die betörenden Wünsche:
Warum versuchen wir, traumlos,
immer wieder das Glück?

Zwischenzeilen

Zeit gespart,
keine Zinsen.
Träume gespart,
kein Schlaf.
Wir leben
und wissen es
nicht.

Frage

Dies: daß immer
einer betrügt, einer
betrogen wird: wie,
daß du liebst?

Notiz 4/66

Tropfen: Es fallen
Tage um Tage, Sand,
Flugsand, hinab. Wer,
wenn endlich der Atem
stockt, weiß verlässliche
Daten? Die ungeweinten,
die dürren Stunden
höhlen den Stein.

Abendgespräch

Der Himmel heuchelt
sein Rot. Ich sage Ihnen –.
Ja, eben, das sage ich ja.
Wind wirbelt Staub auf.
Ich sage, verstehn Sie,
er hat. Wolken zerfallen.
Man sagt ja, wirklich,
sie soll. Was ich sage.
Asche erstickt die Glut.
Und ich sage Ihnen –.

Ratschlag

Wünschen mißtrauen.

Was Glück scheint,
ertragen lernen.

Trauer üben.

Das Schlüsselwort
nicht vergessen.

Zauberspruch

Reihe eigen rot.
Reigen Rose Zeit.
Nie gesehen, nie gehoben.
Einmal eins gerodet.
Rein.

Notiz 1/67

Die Endlichkeit des Kreises:
was Stern war, gefaßt,
was Zeit war, gefroren,
sekundengewiß. Warte:
Zeiger zerfallen, Sterne
halten kein Zirkelmaß.

Kleine Worte

Gib und nimm.

Gab und nahm.

Gegeben genommen,
ohne Namen.

Notiz 10/67

Aber das webt uns,
dieser Schuß Rot,
gittert uns ein,
fragt uns, fragt
wie gestern gewesen:
Wärme für wen,
wem die Seide,
der Glanz, und wann,
Rätsel wie Hände,
wie dein Atem,
wann wandeln sich
Ketten zu Kreuzen,
wehn wir, Flaggen,
fraglos im Weiß?

Rätselhaft

Wiegt
ein Tausendstel,
weniger als,
wiegt, ungemessen,
uns ein: Nächte,
einmal gewogen,
ein vermessenes
Gran: ausgewogen,
weniger als, ein
tausendstel Traum:
Rosenblätter
verwelken, kein
Gegengewicht.

Widmung

Stühle,
wohin du siehst,
viel Platz,
mehr als genug
Platz
zwischen den Stühlen.

Gericht

Befragt,
Sprache,
was wäre
Sonne, was
Alpha Beta,
was wäre
Mord:
angeklagt,
Sprache,
was war
gestern,
Zeugin,
war Asche,
wirklich,
war einmal
geliebt:
Punkt,
getrocknet,
Staub,
beeidigt,
d'accord.

Kristall

Irren.
Es friert.
Wir sind.
Schnitte.
Wir waren,
wollten.
Du, aber.
Schritte.
Jahre,
gefroren.
Wint.

Mitdenken

Links ist allemal besser als rechts,
zweifellos, jedenfalls augenblicklich,
progressiv besser als regressiv, oder?
Na also. Schließlich muß man dabei sein.
In ist immer besser als Out, oder nicht?
Na bitte. Ist einer dagegen? Enthaltungen?
Danke. Wo links ist, was pro ist, was In,
das wird dann jeweils geregelt, von Fall
zu Fall, absprachemäßig, je nach Bedarf.
Wann? Spätestens, wenn der Hahn kräht.

Notiz 10/74

Müde von Ring zu Ring,
Wünsche, Ballast von Jahren.
Längst sind die Sohlen dünn,
die Mantelärmel zerschlissen.
Aber auch Lumpen wiegen.
Zahlen trösten nicht mehr.
Der seidene Faden reißt.
Ich bin, ich werde gewogen.
Wie lange dauert das Spiel?

Notiz 11/74

Daß aus dem Mondweiß,
matte, vergeudete Spur,
aus trockenen Knollen,
über den Winter verwahrt,
oder aus Düsenreihen,
blank von Komma und Null:
daß Hoffnung immer noch,
immer noch einmal aufbricht,
mitten im kargen Jahr:
vergiß es, vergiß, du,
mein taubes Papier,
das überflüssige Einst:
vergiß, was Staub ist.
Müll wird zuverlässig,
siehst du, beseitigt.

Notiz 1/75

Rätselwort: Schwinge.
Die abgetretenen Wege,
das Weckerstellen zur Nacht,
dein ängstlich befriedetes In:
Traublau und Wanderweiß
ausgespielt. Du, angeschnallt:
Es ist dein eigener Schritt,
der dich hält und verhält,
die Zahl, die dich zählt.

Endlich

Auch das letzte Wort
suchen, tragen, ertragen,
das letzte Mal finden,
was ist: Wir wissen
wenig, umschreiben vieles,
hoffen ins Hoffen hinein.
Nur der Tod trägt uns,
läßt uns Worte ertragen.

Ohne Antwort

Wenige Wörter,
vertraut, vertan.
Warten, fragen:
Wer? Wo? Wohin?
Tage vertagt,
Jahre: Die Losung
weiß auch der Wächter
nicht mehr. Werda?
Werda? Die Saiten
verraten dich.
Frage den Wind.

Einübung

Gewohnte Wörter, gelernt:
Verletzt. Getrennt. Erledigt.
Signale, regelgerecht,
verlässliches Wechselgeld,
der Rest für das Vergessen.
Fern der offene Morgen,
die stillen Gespräche: damals
war jemals niemals gewesen.
Die Teile zitieren sich selbst:
Getrennt. Verletzt. Erledigt.
Zeit in Termine zerschnitten,
aus Worten Sprüche montiert,
Wünsche vollstreckt und Träume:
Leere gelernt.

Handgeschrieben

Rauf runter rauf:
aus Zacken Wörter,
aus Wörtern Zeilen,
aus Zeilen Leere
oder Gedichte –
aus Nichts was machen:
Pünktchen drauf.

ZUWENDUNGEN

Lied	257
Taglied	258
Am Vogelkäfig	259
Versuch eines Abschieds	260
Bescheidene Gabe	261
Alte Geschichte	262
Reimlos	263
Altmodischer Liebesbrief	264
Notiz 5/67	265
Für dich	266
Im Halbschlaf	267
Ohne Wert	268
Mit Zinseszinsen	269
Allein	270
Bitte	271
Zeitvertreib	272
Schmuckloses Lied	273
Augen	274
Ohne Beginn	275
Melodie	276
Ohne Fragen	277
Kleine Meldung	278
Versuch I	279
Versuch II	280
Versuch III	281
Paraphrase	282
Vor alten Briefen	283
Begegnung	284
In Kürze	285
Sommerlied	286

Lied

Du bist's. Traum,
das vergessene Blau
eines Falters, Frühling
im Februar, ein Ring
vom Golde des Märchens.
Du bist's. Dein Duft
sucht mich heim, Rose
und Mohn, dein Lächeln,
dein Mund. Deine Augen
brechen mich auf.
Du bist's. Die Lieder
von gestern erstarrten
zu Noten: Dein Lied
singt sich selbst.
Du bist's. Du bist's,
die mir weh tut,
Falterblau im November,
du, die mich lindert.
Du suchst mich heim,
und die Nacht wird reich
vor deinen Augen.
Du bist's.

Taglied

Versunken die Täler,
Nacht gestrandet
an Wimpern.

Dämmerung öffnet
die Wand, Licht
spannt das Gitter.

Die Zigarette sengt
ein Loch in den Morgen.
Einsamkeit holt uns ein.

Am Vogelkäfig

Wenn wieder der Abend
das strenge Gitter
vergoldet, zärtliche
Sängerin, oder Fremde
flüstern der Nacht
ihre Trunkenheit zu:
Warte noch, warte,
halte dein Lied noch
verborgen.

Die Häscher fingen
in ihren Netzen
das Leichte unter
den Flügeln: Wind,
deine Welt, weit
von Stille zu Stille
gespannt. Sie wachen.

Warte, zärtliche
Freundin, bis ihre
Lider schwer sind
von Träumen. Dann
singe der Nacht,
heimlich: Der Wind
wird dich hören,
dein Wind.

Versuch eines Abschieds

Die Geräte sind ausgefallen.
Auch die alte Kompaßnadel
irrt sich: Das Zittern
ist nur noch Gewohnheit.
Love oder was sonst:
Zuverlässig ist Zeit
nur in den kalten Zeichen
der Warten. Der Abendhimmel
zeigt sein vollendetes Blau.
Aber das Steuerruder ist hilflos:
ausgestoßen die Sterne,
und die tückische Sichel
schneidet das Wasser irgendwo.
Niemand fährt den Minuten davon.

Bescheidene Gabe

Diesen Himmel schenke ich dir.
Er ist nicht mehr neu.
Ich hab ihn öfters gebraucht,
besonders das Blaue: Du siehst
die Spuren am Einband.
Vom Abendrot sind die Ränder
zurückgeblieben, und der Regen,
du weißt, hat einige Seiten
ganz ausgebleichen. Manchmal
war auch die Sonne zu grell,
da sind mir Blätter vergilbt,
und der Nachtsturm riß eine Seite ein,
damals, da war ich nicht bei dir.
Die Sterne haben Löcher gesengt,
ich habe nicht aufgepaßt, der Mond
hat die Wolken unachtsam verschoben,
das sind die Flecken im Dunkel.
Er ist nicht mehr neu, mein Himmel,
es ist nicht leicht, ihn zu lesen.
Aber die Ränder, die Risse, die Spuren
gehören mir, das verblichene Blau,
und ich schenke ihn dir, diesen Himmel.

Alte Geschichte

Nie, sagtest du,
nie, nie wieder,
niemals vordem.
Vergessen,
sagtest du,
sage ich:
nie vergessen.
Sagten wir:
nie.

Reimlos

Rot und zerrissen:
Worte, vergessener Reim.
Das brach, brach auf
im Dunkel hinter den Augen,
das nahm den Atem: rot,
rot, und ich weiß nicht,
zerissen, was soll es
bedeuten. Das brach mich.
Das geht mir nicht
aus dem Sinn. Das gab
dem Schweigen ein Wort.

Altmodischer Liebesbrief

Du,
ja, ich Dich:
Großelternreime,
Rüschen und Kissen,
Lilienträume:
Herz, Herzen,
Du.
Aber ich kann Dir,
kann es nicht anders:
kein Vers neu,
kein Bild,
nur sagen:
Du, ja,
im Herzen,
ich Dich.

Notiz 5/67

Verworrene Noten,
Wort ohne Antwort:
mein Lied, reimlos,
hat sich verlaufen,
mein Herz schlägt,
ratlos, die Sonne
entzwei, hämmert
sinnlose Zeichen
ins Schattengrau,
trommelt tönicht
Vergänglichkeit,
ohne dich.

Für dich

Was nie war,
was weh war,
da wohn' ich:
Schatten im Kelch,
Traum, Staub,
in deiner Geduld.

Was nie war:
Hier bin ich,
halte die Sonne,
die Nacht an.

Was weh war:
in der Blüte
die Frucht.

Im Halbschlaf

Wenn ich Worte sage, nachts,
und ich weiß nicht, müde,
was ich dir sagen soll:
Was du schon lange weißt,
spreche ich vor mich hin,
ich wiederhole uns,
sage zu dir: Vergiß nicht,
kein Wort, was du weißt.

Ohne Wert

Erblindetes Kupfer,
aus löcherigen Taschen
zusammengesucht: Nichts,
was ich verschweige,
ist neu, nichts älter
als jetzt, was ich
dir schenke.

Mit Zinseszinsen

Ich sage dir,
was ich weiß:
bescheidene Bilder,
verblichenes Gestern,
Reste, mühsames Hier:
was ich weiß,
was ich einsammelte
in langsam gezählten
fliegenden Jahren,
den Pfennigzoll,
Glanz und Verluste
mit Zinseszinsen:
was ich bin,
gebe ich dir –
ein Narr, was er hat.

Allein

Steine: ein Tag, Tag,
noch ein Tag ohne dich.
Sprachlos ohne dich.
Ohne die stummen Zeichen
zwischen uns arm, elend.
In mich verschränkt
ohne dich, Tage, Tage,
die der Kalender zählt,
die ich nicht bin ohne dich.

Bitte

Du, die du mein bist
nicht mein – gebrannt
unter glühendem Blau:
Wenn du fortgehst,
du, niemandes Dein,
streue Scherben aus
auf deinem Fluchtweg,
daß ich dich finde,
dein wie du mein,
wenn unser Tag kommt.

Zeitvertreib

Weil ich nichts Besseres weiß,
schreibe ich ein Gedicht zu dir hin,
das hat nur neun arme Zeilen, gezählt,
und keinen klingenden Reim,
bringt auch nichts Neues, wieso auch,
ist überflüssig wie alle Gedichte:
kann nichts, weiß nichts, ändert nichts,
ist nichts wert ohne dich,
die du mich findest darin.

Schmuckloses Lied

Ich habe meine Worte verschenkt,
als sie noch klein waren.

Ich habe meine Lieder gesungen
lange, bevor ich dich sah.

Jetzt schweige ich zu dir hin.

Ich bin arm. Ich schenke mich dir
mit ausgeliehenen Wörtern.

Augen

Die Sonne, früh vor dem Tag,
oder ist Nacht das Wort,
wenn du mich ansiehst?
So wachet der Wächter umsonst.
Spiegelzauber, und in der Tiefe
wanderndes Wellenlicht: Waren wir
je so ausgeliefert den Schatten?
Wenn du mich ansiehst – umsonst:
Was immer dein Mund verschweigt,
sagt mir, Siegel, dein Blick.

Ohne Beginn

Eingesponnen
in deine Seide:
ich bin.

Wo ich war:
Wünsche,
Warten,
ortlos.

Ohne zu wissen,
bis dahin,
ohne dein Licht.

Daß du bist,
atmest zu mir:
schenkst mir
Einsamkeit.

Ohne Beginn
waren wir,
sind.

Melodie

Aber der Herbst,
du. Aber.
Aber die Jahre.
Du.

Wieder gebrannt,
du, wieder
wie je: Asche,
Lava, schwarz.

Niemals wieder,
du. Immer.
Aber ertragen
den Schmerz.

Ohne Fragen

Immer wieder, du,
wenn ich dich sehe,
und ich weiß dich,
wo du auch atmest:

Wende dich ab, geh'
fort: Deine Augen
sind bei mir.

Wir füllen uns,
trinken uns aus.
Frag' nicht, ich
frage nicht mehr.

Kleine Meldung

Unauffällig, grau und gering,
gezählte Zeilen am Rande:
A. ist gestorben. Ich lese,
ich lebe weiter. Gestorben,
gezwängt in ein Zeilenmaß,
von Wörtern begraben, unheilbar,
und keine Antwort mehr, nie.
Wann war das: Beginne endlich
das Fest? Ich lese weiter.
Wir leben eine geringe Zeit.

Versuch I

Vor allem Anfang Trauer.
Was wir wissen: Verluste,
Mauern, Verzicht.
Ich schenke dir
die Wunde Erinnerung.
Was du nicht gibst,
schmerzt mehr: Tod,
und kein Ende.

Versuch II

Enger und eng: was blieb
von der duftenden Nähe,
die heilen Wege mit dir,
dein Nein und Ja und Immer
und Nie: das zieht sich, eng,
zusammen in uns, Orte,
Schritte, geringe Wolken,
zusammen in unser Erinnern,
und das Nadelör sperrt sich,
sperrt uns ein in das Lachen
von Zufallsfotos, so weit
wie wir waren und sind nicht:
wüßten wir nicht die Zeit
zum Ende zurück, den Weg,
eng, der uns aufnimmt –.

Versuch III

Die Sonne neigt sich.
Schatten zeichnen sich ein,
langsam nimmt uns die Nacht.

Vergiß nicht, was war.
Vergiß nicht, was ist.

Wäre nur dies
und wir wüßten nicht mehr:
Der Tag wird leuchten wie du.

Paraphrase

still: ein Wort wie meins,
unsere beständige Fremde,
gleich ohne Vergleich:
zwei Wörter, hilflos,
für immer getrennt.
Aber das weitet uns,
ungestillt, und ich weiß es
in anderer Sprache:
still – noch immer.

Vor alten Briefen

Wann, Liebe, war das zuende,
Lieber, Du, bitte, Du mein –
gekritzelt, geschrieben, gegeben:
Dein, Liebe, Lieber, für immer?
Wann hat das begonnen und wer:
Gnade sei mit Euch, begrüßt,
und nichts ist ohne Sprache,
auf Pergament, Papyros, Büttten,
auf mattem Büropapier DIN A 4,
holzfrei, Liebe, wollte Dir sagen,
weißt Du, Dich fragen, wie sehr?
Dein blaues Papier, mein weißes,
und gib bald Antwort, ich antworte
gleich, unter dem Heutigen: Wann
ist das gewesen? Getreu Dein, Deine,
und immer wieder, Du, bitte, herzlich
begrüßt, gegeben, geglaubt.
Jetzt reißt mich das Telefon hoch,
ich warte auf die vertrauten Worte,
Lieber, Liebe, nichts ohne Sprache –
ich höre gewohnte Wörter, na klar,
gebe die Antworten schnell, du,
Sekunden im Pfennigtakt und zuende,
weiß schon die Fragen nicht mehr.

Begegnung

Da kommst du, näher und nahe und da,
wieder zu mir, groß: vergessen
das Warten, der Nebel, die Nacht,
die überzähligen Stunden: niemehr,
niemals getrennt, nie allein: bei
einander. Bis die Kugel zerreißt,
das Sonnenlicht grau wird, wieder,
die Lüge uns einholt. Wir müssen gehen,
allein, werden kleiner und klein,
Jahre entfernt, erloschene Sterne,
unkennbar: vielleicht, wer sieht uns,
einmal ein Stern.

In Kürze

Ein Brief, nur ein Brief,
das Gleiche noch einmal,
fast ohne Gedächtnis,
Rekapitulation: nichts
Neues. Die Normgewichte
verändert, seit damals,
die Postleitzahlen,
das Porto, die Mindestmaße,
Fremde sehn an mir vorbei,
und meine Schrift altert,
verkriecht sich, Arthrose,
ängstlich vor morgen,
du weißt schon, vor mir.
Ich denke die gleichen Worte
wie damals: dein, mein, dein.
Doch ich notiere nur Kürzel
und Zeichen, unleserlich fast,
Abkürzungen: nichts
Neues. Du weißt schon.

Sommerlied

Wenn die Gärten, nachts, singen,
ein heiterer Friede verlacht
meine Träume, und es hebt sich,
groß, der Mond über die Dächer,
Kerzen flackern im warmen Wind,
die Sterne feiern den Sommer,
und die Bäume duften wie damals,
wie nie: bin ich dir nahe, du,
meine Freude, weiß ich dein Lächeln,
das uns das Licht bewahrt, den Traum
vom Schweben, und ich weiß die Jahre
bis hier und bis dann, die Trauer,
daß wir allein sind am Ende,
Kinder in fremden Gärten.

ZUR PERSON

Solo, nachts	289
Totienlied für einen Fremden	290
Nachts, wachend	291
Alternd	292
Seitdem	293
Spät	294
Ende 30	295
Jahre in N.	296
Nachtstück	297
Ein Lied im alten Ton	298
Porträt eines Mannes	299
Autor	300
Gelegenheitsgedicht	301
Notiz 6/67	302
Zero	303
Heine gewidmet	304
Zeichen	306
Alter	307
Ausblick	308
Spiegelbild	309
Spurensuche	310
Im Vorübergehen	311
Lauf der Welt	312
Standortbestimmung	313
Aufriss	314
Flüchtig	315
Wandlung	316
Meditation zum Ende des Jahres	317
Notiz 7/85	318
Zur Zeit	319
Kopfscheu	320
Rondo, spät	321

Lübecker Bucht	322
Wagrien	323
Holsteinischer Juli	324
Rapsblüte	325
Entsorgung	326
Spät im Jahrhundert	327
Strandgang	328

Solo, nachts

Die Stille pocht mir
über die Stirn, schlägt
die verhüllte Trommel:
Wirbel um Wirbel
hämmert das Herz
in der verhängten Kammer:
Stimmen von gestern,
Geständnisse – Schlag
und Wirbel und Schlag:
daß ich nicht schlafen kann.

Totenlied für einen Fremden

Ein unbedachtes Jahr
aus Astern, Schnee und Anemonen,
ein Augenblick aus Blau und Staub
und wieder Astern –
und dann November
und der letzte Tag:
der bittere Geruch des Morgens,
da sich die Erde tigerfleckig
zum Sprung ins Dunkel duckte.

Gestern, und immer gestern nun
die Stundenpeitsche. Gestern
der letzte Tag, entmündigt
von Terminen – gestern,
und immer gestern nun.
Die Feder brach.
Die Zeigerzange faßt nicht mehr.

Das Jahr deckt sich mit Schnee
und Anemonen, mit Blau und Staub
und wieder Astern –
und Jahr um Jahr,
und unbedacht.

Nachts, wachend

Stille. Die Nacht bricht auf
unter dem Schlag der Sekunden,
Sekunden. Stille. Die Frucht
war taub: gestern, ein Morgen
aus Rosa, der Mittag gleißend
vor Hoffnung, aber die Dämmerung
einsam wie Liebe, gleichgültig
das Dunkel. Stille. Die alten
Rechnungen. Stille. Die stete
Sekundenfolter. Mitternacht
schlägt ihre Kerbe ins Nichts.
Die Säge des Kardiogramms
reißt Abgründe auf – Jahre,
gefoltert vom Trott der Sekunden,
Sekunden. Der Schuldenzettel
vergilbt. Starb der Gläubiger
schon? Die Stille ist taub.
Liebe nennt keine Erben.

Alternd

Stumm
die täglichen Schläge,
und die Spindeln
drehen sich weiter,
die Schraube
wird straffer gespannt.
Einmal ein Spiel
mit lockeren Schlegeln.
Aber das Fell
wird spröde, die Lippen
schrumpfen, der Mund
bleibt stumm
unter den Schlägen,
unter den Schlägen
stumm.

Seitdem

Wehende Seide, blau,
ein Sommerlied, abends,
Gelächter: Damals
begann es, und niemals wieder
ein Ufer: Hol über, Hol über,
nie eine Brücke: Leg bei.
Damals: Die Nacht trieb hinaus
unter Segeln aus Sommergelächter,
und ich weiß keine Dauer
seitdem.

Spät

Nachts, wenn der Schlaf
an der einsamen Lampe
scheitert und der rostige
Uhrensand rinnt und rinnt
durch die Knochenhand,
nachts brennt die Trauer
sich tiefer ein: so viele
Jahre dahin und gezählt,
so viele Schatten am Galgen
Vergessen: Schnee
kämmt dir das Haar.

Ende 30

Dann brechen die Hufe ein.
Spiegelscheiben zersplittern.
Die Risse verheilen nie.

Niemals wieder wird Nacht
die Segel dir füllen.
Am Ufer hält dich
die Kieselsteinspur.

Krähenschwärme warnen
den Bodenseereiter,
Narben, rote Erinnerung.

Jahre in N.

War dies war: Ziegelwege,
am Kantstein brach sich
das ungebärdige Pflaster,
unter dem Sonnendach
kochte die giftige Milch:
war dies war: der Mittag
dehnte sich in der Gasse,
dreizehn Schritte zum Tor,
kühl wie das Liliengrab,
und die Träume liefen
tausend Meilen hinaus
und hinaus, und es starben
Fremde, groß und leise
vor Jahren, Wolken
hinter dem Sommergezelt:
war dies war: ein Sonntag
aus summendem Asphalt,
nachmittags gegen vier,
und die Kinder erbten
den Wegezoll, die alten,
vergilbten Kalender: war
ein Augenblick, war.

Nachtstück

Die blanke Sichel über dem Haus,
gehärtete Spuren, ein Weg
in der Finsternis: du schläfst.
Ich zähle. Ich zähle aus: Stein,
Stein, Stein, kein Stern. Steine.
Ich notiere Tatsachen: ein Haus
in der Finsternis, ohne Licht,
ein Weg in der Finsternis,
Strahlenspreu in den Spuren,
Stein, Steine. Du schläfst.
Du traust auf die alte Sichel,
du traust auf die festen Wege,
du willst nicht wissen: Traum
die Falltür der Finsternis.
Du schläfst. Ich weigere mich,
meine Augen zu schließen.
Ich wache. Ich zähle aus: Stein,
Stein, kein Stern. Ich notiere
Träume und Spuren und Steine,
nachts, in der Finsternis.

Ein Lied im alten Ton

Ich weiß nicht, was ich bin.
Im Uhrenkreis geboren,
Kreis, Uhr und Zeit verloren:
Ein Pendel her und hin.

Was ich bin, weißt nur du.
Was du bist, weiß ich nicht.
Wo Augen sind, ist Licht.
Wo Licht ist, da bist du.

Bist du? Ich weiß es nicht.
Bin ich? Die Spiegel trügen.
Der Mund ist schnell mit Lügen.
Langsam ist das Gericht.

Ich hoffe, hoffe nicht.
Ich warte, kann nicht warten.
In dürrer Sand ein Garten?
Ich glaube, glaube nicht.

Ich lebe, doch wohin?
Verirrt in einer Wüste.
Ich wollte, würde, müsste –.
Ich weiß nicht, wo ich bin.

Ich höre, höre nicht.
Ich sehe: kann ich sehen?
Wer wird das Wort verstehen,
die Gnade, das Gericht?

Ein Pendel, her und hin,
im Uhrenkreis gefangen:
Jetzt hier und schon vergangen.
Ich weiß nicht, wer ich bin.

Porträt eines Mannes

Auge, Augen:
ein Blick.
Kein Spiegel
trägt mehr,
keine Scherbe.
Die Stirn
hält noch
dem Wintergrau
stand. Aber
der Mund
mißtraut.
Die Lippen
wissen
Bescheid,
die Augen.

Autor

Aus dem, was nicht da ist,
was ist ohne Fall:
eine Feder, ein Wort,
ein Uhrenschlag gestern;
aus dem, was da ist:
Sternenbogen und Staub,
was da ist und zerfällt:
bau ich mir meine Leere,
mein Lied.

Gelegenheitsgedicht

Schattengrün über den Fenstern,
zweimal drei, der Himmel abendhoch
hinter dem Dach, wie damals:
Wo warst du, bist du geblieben?
Tage erinnern sich, Jahre:
ein Dach, zweimal drei Fenster, du.
Aber die Augen sehen genauer
als damals: Die Ziegel sind neu,
der wilde Wein ist erfroren,
das Haus, zweimal drei Schatten,
verlor sein Gesicht, ich weiß,
dein Gesicht. Ich habe verloren.

Notiz 6/67

Schon gekostet und wieder: Atem,
Flucht und nächtiges Gold:
schon den Sommer bezahlt: wieder,
wieder dein Auge im Spiegel:
bist nicht mehr, was du warst,
was war: ausgetrunken, Jahre
und wieder, wieder schon war:
Trauben, Trester und Blumen
von längst vergessenen Himmeln:
du weißt den Herbst noch nicht,
der dich liest.

Zero

Sekundenmitte, ein Blick,
jetzt, eben, gewesen:
unvermutet am Morgen,
wenn das Öl noch träge ist,
oder nachts, ehe das Weiße
dich endlich mitnimmt:
die halbe Stunde Bedenken
vor dem Beginn der Liebe,
eine Hand, die dich meint,
jetzt, eben, und nie mehr
danach: der Augenblick Null,
stumm, taub geboren,
geblendet von Hoffnungen:
diese deine Sekunde,
die deinen Tod hütet,
vielleicht, ein Zögern,
sinnlos, bevor du bremst,
und nichts mehr, nie mehr:
vergebens jagen Lamellen
dem Flüchtigen nach:
schon verwischt, gewesen,
ein Flügelschlag, eben:
ich lebe, du lebst.

Heine gewidmet

Verschlüsselt
die großen Schmerzen,
präkordial,
und keine Reime
darauf, kein Klang.

Niedlich
fand meine Mutter
die kleinen Lieder,
Leinen, Goldschnitt,
auf Flügeln des Gesanges.
Das Buch stand versteckt
in der zweiten Reihe,
damals – überflüssig,
meinte mein nüchterner,
sauber rechnender Vater,
wenn auch zu schade
zum Wegwerfen (Werte).

Ich hatte einst
ein schönes Vaterland.
Ich las nicht, damals,
goldgeschnittene Lieder.
Ich wußte, zweifellos,
was dieser Dichter war:
zersetzend, böse,
Menschenkehricht.

Entschlüsseln:
Sehen, heute, was ist.
Geeichten Maßen
mißtrauen. Worte prüfen.
Werte bezweifeln.
Nie an einfache Wahrheiten
glauben: Auch das Gegenteil
stimmt nicht. Lesen.
Lernen. Lesen lernen.
Entdecken, was schmerzt.

Zeichen

Auf das erblindete Weiß,
wann schrieb ich die Worte,
die mich verrieten: ins Graue
denke ich mich, rette mich
hinter die Zeilen ins Gestern,
das ich bin, ich war, nicht ich,
keine Formel von meiner Hand:
vor mir, fließend, das Totem,
hinter dem Zeit ist und nichts,
in mir fliehende Zeichen:
die gestrigen Zeitungen gilben,
Rechnungen werden getippt.

Alter

Keine Augen mehr
für das Ausblühen
des Jahres. Lettern
schlagen sich ein,
gespaltene Zeilen,
rot. Unausgemessen
die Spanne Zärtlichkeit
zwischen Du und Du.
Zahlenketten beweisen.
Wie das Weinblatt
seine Farben fand,
wie deine Hand sich gab:
keine Antwort. Aber
der Atem, trotzdem.

Ausblick

Im Nachmittagshimmel
bewegte Vogelschwärme,
unlesbar. Die Harken
der Fernsehantennen
ausgerichtet, erstarrte
Sehnsucht nach Bildern.
In fremde Fenster
zeichnen sich Schatten,
Noten zum Thema Nichts.
Träume verblassen.

Spiegelbild

Ermattete Gläser. Wir lassen
die abgegriffenen Bilder zurück,
bestürzt von Vergänglichkeit,
überwältigt. Wir haben das Graue
lange ertragen, verblaßte Gesten,
ausgesetzt unserer Wider-Zeit.
Jetzt lächelst du freundlich,
Spiegel, wie damals, beinahe jung.

Spurensuche

Wieder die Sommerflöte,
zitternd im Mittag,
unsichere Sehnsuchtsspur:
Wohin treibt der Himmel,
wer baut mir ein Dach
über dem Gartengrün,
breitet die Kränze aus?
Ich plane noch immer,
zeichne Spuren nach, zögernd,
die ich träumte als Kind.

Im Vorübergehen

Streng geschliffenes Auge,
klar, ohne Gedächtnis,
das mich täglich findet
und fängt, ohne Verzeihen:
wenn ich nicht wiederkäme,
wie, wenn ich mich weigerte,
in die Wahrheit zu sehen?

Lauf der Welt

Früh ein sorgloses Blühen.
Mittags Zikadenmetall,
eingepägt das Wiederniewieder.
Der Lampionmond am Abend:
Was habe ich habe ich nicht getan?
Atem, nahe dir, nachts:
Ein Fremder sieht dich,
er sieht mich an.

Standortbestimmung

Jetzt sind die Schneisen geschlagen,
die Zirkel gestochen, Sternzeichen
fallen verlässlich ins Nichts.
Jetzt werden die Zahlen bereinigt,
Bedenken beseitigt, Türen
werden verschließbar, Wände
verhörbar gemacht. Im Ausverkauf
Luftballons, Regenbogen, verschenkt
die gefundene Feder vom Herbst.
Die Perspektiven sind jetzt gesichert
und abgezeichnet: im Auftrage, ich.

Aufriss

Der ich war, einmal,
ein Anfang: Wer bin ich
geworden? Der ich bin,
hier, heute: War nicht
ein Traum in mir, weit,
ohne Grenzen, ein Plan,
entworfen von Wünschen?
Ich weiß nicht den Riß,
bis hierher, bin blöde,
bin, aber planlos, lebe
am Anfang, vielleicht,
warte noch immer, erbe,
einmal, den eigenen Tod.

Flüchtig

Das vorbeiweht: rasch
greife ich nach dem Blatt,
wer weiß, fange es ein,
halte es in der Hand:
weiß, es weht weiter.

Wandlung

Nun glüht er und sinkt,
der Kindertraum Hoffnung,
der nie entzündete Stern:
sinkt in verdorrtes Gras,
in taubes Dornengestrüpp,
sinkt tief in dich ein:
du trinkst ohne Durst,
du sprichst ohne Antwort,
du gibst ohne Rechnung,
du atmest wieder: Spuren
alter Gestirne, Steine
und Blüten, namenlos.

Meditation zum Endes des Jahres

Eingeholt, endlich: da
bin ich, noch immer, bist du,
Winter, in mir, außer Atem,
und ich habe vergessen, warum:
du frierst mich, frierst mir
Eis in die Fenster, ermattet,
und ich fliehe nicht mehr:
mit blind geschliffenen Gläsern
suche ich Spuren und Schatten,
taste Erinnerungen ab,
finde nur wieder, flüchtig,
dein Weiß: sprödes Gezweig,
und keine Bewegung mehr.

Notiz 7/85

Immer noch Träume, das fahle
Erschrecken, die Uhr: zu viel
versprochen, du weißt es, vergeben,
vertan. Die Karten verblassen,
Gebinde, Gewinde verwelken –
verweht das Damals, der Duft.
Wenn du die Jahre befragst,
sauber gelocht, ohne Gestirn,
findest du dich und nicht mehr.
Nur die Dämmerung blüht dir,
manchmal, gelassener jetzt,
wie nie zuvor.

Zur Zeit

Was über das Wasser klang,
Tusch und Tuba und Schellenbaum,
und ich weiß noch immer nicht,
ob ich zeitig komme zum Fest
(Vergiß nicht, bitte, zu danken):
Unter den Jahren versank es,
Schatten auf sandigem Grund –
der Fischer setzt seine Netze aus,
sine Fru zählt die Groschen zum Glück – ,
und ich gehe die alten Wege
heim, wo kein Haus mehr ist:
die trauten Fenster geblendet,
Kinderspiele und Reime
von glatten Fronten verstellt,
Himmel und Hölle verbaut.
Das Fest ist zuende. Nie mehr
werde ich rechtzeitig kommen.
Waldmeister kündigt ein Wetter an.
Was über das Wasser klingt,
findet kein Echo mehr
(Danke, man kommt zurecht).

Kopfscheu

Zaubern, versteht sich,
das können wir fachgerecht
lernen. Dann weicht die Rose
dem Spruch, der Hexenschuß
dem Antiphlogisticum.

Wer aber meistert

das ganz kleine ABC?

Ach, alter Adam Riese,

deine endlichen Zahlen

helfen uns auf der Linien

längst schon nicht mehr,

nicht unsere auf Abruf

gespeicherten Sprüche.

Vielleicht wäre Wellenbrecher

der rechte Beruf?

Rondo, spät

Ein Tag, gewesen wieder.
In meinem Fensterquadrat,
geschenkt, der schmale Mond,
Silber in Abendemail,
unglaubliches Blau. Ich weiß:
Er sinkt schon wieder, Opfer
der Sonne, unfafbar schwebend,
aber verfallen der Nacht,
wie ich, in meinem Quadrat,
verfallen bin. Vergebens
die Wünsche, die Wege: gewesen
ein Tag, am Ende: geschenkt.

Lübecker Bucht

Heiter die Kinder-Segel, sehr fern,
Möwen zum Horizont, winkende Wimpel,
und der weiche Sommersand rinnt warm
über arthritische Hände. Das Rauschen
der Wellen, gewußt vor dem ersten Schrei,
wiegt mich wie einst. Doch Erinnerung
tut nicht mehr weh. Die rostigen Wracks
sind verschrottet, Schmerz reimt sich nicht mehr.
Rätselhaft das Gleiten der stillen Regatta,
die unerfahrenen Welten, fremd
die grellen Farbenblitze der Surfer.
Ich weiß noch die wilden Strände, damals,
Flintstein, Donnerkeil, Schlick und Granit,
die weiße Mütze von Kapitän Schütte,
rund wie der Sommer, weiß dich noch
und mich unter dem flüsternden Seewind.
Jetzt weht über Klötzen und Kästen, unfern,
die weiße Fahne der Müllverbrennung.

Wagrien

Bevor du dich aufmachst, endlich,
vor diesem letzten Wort: War (war),
erinnere dich: Gldenstein,
Grüner Hirsch, die langsamen Wege
zwischen den Knicks, Brodau, Rettin,
der steinige Strand am Blauen Abel,
und hinter der rauhen Chaussee
ein Zauberwort: Uklei, Himmel
und schattige Grüns und die Klarheit
von Freunden: Da war Zuhause
in Träumen und Namen und Sprchen,
beruhigt im Hier und Damals und Du,
belehrt von gütigen Toten: war.
War einmal. Mache dich auf, bald.
Die Signaturen verblassen schon
unter der Hand, Runen und Stäbe
sind Fremde geworden, einsam und eigen.
Die Erben fahren auf glatten Straßen,
sie finden sicher den kürzesten Weg,
sie zahlen auf Raten, unbar, bequem,
sie kommen ohne mich aus.

Holsteinischer Juli

Gewiegt von geduldigen Hängen,
vom Morgenwind ausgekämmt:
Wintergerste, verstaubtes Gold
auf steinalten Endmoränen.
Die Felder feiern den Wolkensommer,
Lerchen, Ernten, Holunderduft.
Neben dem Wege winkt Mohn,
unnütz, sehr rot.

Rapsblüte

Ein früher Sommer, leuchtend
wie ehemals: Sonnengrün,
leicht, und die Wiesenweite
feuergefleckt, duftend
wie weißer Winterhonig,
brennend wie du und ich,
doch rein, ohne Asche: tröstend
mit unvergleichlichem Licht
die ermüdeten Augen,
das unbelehrbare Herz.

Entsorgung

Wenn sich das bange Herz
noch einmal auf Schmerzen
reimt (angina pectoris?)
und die gewöhnlichen Triebe
auf Liebe (ohne Kondom),
wie in der Steinzeit:
Wenn der große Oktober
wieder die goldenen Betten
bereitet (echt geil)
und das Doppelwort Wir
verschwindet im Internet,
spurlos (Computerausfall,
tandaradei): War was?
Ist was gewesen?

Spät im Jahrhundert

Keine verwegenen Träume mehr,
keine flackernden Farben,
auch der Herbst bescheidet sich
mit bitterem Grau: nicht mehr
die Finsternisse des Grübelns,
nicht die Verzweiflungen, scharf,
die verbissenen Hoffnungen
trotz und trotzdem: das Ende
in schwarz gefalteten Briefen,
verbleichenden Faxen, Papierkorb,
So-ist-es-eben, Tristesse.
Wer klug ist, fügt sich, fröstelnd,
in das farblose Jetzt und Niemehr,
unter die sichere Rentenplane.
Der Kanzler wird es schon richten.

Strandgang

Abends spät, vor dem Schlafen,
wenn das alte Meer, unbändig,
noch einmal anschwillt, die Wellen
antreibt die Strände hinauf
und die Spuren von Ferienfreude
und Sommerlust langsam verwischt,
wenn die Brandung, achtlos, Sandkuchen
abträgt, Schlaraffenträume,
und den Knabenstolz von Dämmen
und Kämpfen gegen die Übermacht
lässig zerschlägt, für eine Nacht,
beginne ich, müde schon, zu begreifen,
was Meer ist, was Sand ist und Zeit
und was ich selbst bin, am Abend.

Nachwort

„Zur Zeit“: der erste der insgesamt acht Teile dieser Auswahl seiner Gedichte, die Kay Hoff selbst vorgenommen hat, kann als eine Art Overtüre betrachtet werden, die alle wichtigen Themen und Formen des Gedichtbandes bereits intoniert.

„Aber die Asche,/ gebrannt aus Erinnerungen...“, heißt es im ersten Gedicht „Staub“. Die Zeit des Krieges und des Nachkrieges ist noch sichtbar im Staub, der aus den „Lücken/ im Wiederaufbau“ hochgerissen wird; er ist die Folge von Hitze und Brand, die Asche, zu der alles wurde und wird. Auch die Menschen wurden zu Asche. Darüber hin geht der Gleichmut des Winds und mit „gleichgültigen Lidern“ sehen es die Überlebenden. Es ist eine Aufnahme nicht dieser Zeit des Brandes, sondern der Erinnerung an diese Zeit. Das setzt sich in weiteren Gedichten fort: was war, wird gespiegelt in dem, was ist. Dadurch erst wird es fassbar. Es ist immer noch anwesend, es genügt ein „Blick aus dem Fenster“, wie er im dritten Gedicht erfolgt.

Das zweite Gedicht „Kreuzworträtsel“ setzt ein anderes Thema, das immer wieder anklingt, ohne sich je wichtig zu tun. Es grundiert die Melodie der Gedichte, es dominiert sie nicht. Es ist das, was gewöhnlich „das Sprachproblem in der Lyrik der Nachkriegszeit“ genannt wird: wie kann man über das, was war, über das, was ist, noch zureichend sprechen? Hier wird es gefasst im Alphabet, das im Kreuzworträtsel fest gesetzt wird wie in einem Gefängnis: wir sind in Babel zu Hause, gegen die Sprachverwirrung setzen wir Konventionen. Ist die Konsequenz das Verstummen? Im Gedicht „Warnung“ wird es, so scheint es, gefordert: „Sprich nicht. ... Vergiß deine Angst vor dem Schweigen.“ Aber dieses Verstummen ist die Voraussetzung des rechten poetischen Sprechens; es heißt warten, bis das treffende Wort kommt: „Halte den Atem an.“

Kay Hoff's Gedichte sind oft so leicht, so mühelos gelungen, dass der Leser nicht glauben mag, sie seien dem Verstummen abgerungen, wie das sonst heißt. Das mag daran liegen, dass sie so wenig präventiv sind, sie prunken nicht mit Weltanschauung, nicht mit Emotionen und Meinungen. Das lyrische

Ich gibt sich meistens gar nicht zu erkennen; nur in dem, was es sagt über das, was es sieht, ist es da. Es ist dem Objekt der Betrachtung zugewandt. Mag der Blick auch subjektiv sein, wie sollte er anders, so ist diese Subjektivität doch zurückgenommen. Deshalb scheinen diese Gedichte oft so bescheiden, so voll Demut (schon das Wort ist zu schwer) – dem gegenüber, das sie abbilden; daher meine Assoziation zu Aufnahmen der Fotografie. Der Glanz dieser Gedichte besteht nicht in ihrer Rhetorik: Metaphern sind selten, Bilder vorsichtig eingesetzt. Worin besteht er dann? Betrachten wir sie genauer.

Natürlich gibt es da auch artistische Spielerei, etwa in der schönen Komposition des Gedichts „Morgenstrophen“, die in drei Teilen einen Bestand an Ausdrücken und Sätzen variieren wie in einem Musikstück, aber so, dass sich die Bedeutungen verschieben und doch ein Gesamteindruck entsteht von einem Morgen mit Frühstück und Zeitung, mit Kaffee und blauem Himmel. „Du weißt nichts“, heißt es in der ersten Strophe, „Sie weiß nichts“, heißt es von der Zeitung in der zweiten Strophe und in der dritten dann wieder: „Du weißt nichts, hast niemals.“

Hier ist vielleicht der tiefere Grund für die Haltung des Poeten: die Skepsis. Skepsis gegen alle Versprechungen, gegen alle Gewissheiten, aus ungender Erfahrung, Skepsis aber auch gegen sich selbst. In den Wortspielen der Dialoge 1 bis 7 wird das deutlich: es sind Wortspiele, aber keine um ihrer selbst willen, denn in den Reduktionen – es fehlen durchweg Verben und Substantive – ist doch immer Gehalt: politische Haltungen werden skizziert in den üblichen Redensarten, mit denen man sich herausredet. Hier liegt eine Wurzel der Skepsis: die historische Erfahrung von Nazi-Zeit und Krieg, die als solche nicht genannt werden und doch immer präsent sind, jedenfalls in den Gedichten der fünfziger und sechziger Jahre. Kay Hoff war siebzehn, als er Soldat wurde; als er 21 war und das Studium begann, hatte er vermutlich mehr erlebt und erfahren als andere in einem ganzen Leben.

Doch von sich spricht er nicht, wohl aber von dem, was da geschah. Kann man diese Erfahrung kürzer ausdrücken als in „Kleine Landkarte von V.“ und kann man einen Blick auf Auschwitz schärfer fassen als mit „Auschwitz, heute (2)“? Nicht

das, was das Lager war, wird hier erfasst, sondern das, was es heute für einen deutschen Besucher ist, aber auch das nur in einer Momentaufnahme: die defekte Leuchtröhre, die Toten als Fotos. Und das den deutschen Besucher belastende „Sprich leise“, denn: „Deutsch klingt vertraut.“ Was uns Deutsche verstummen macht angesichts Auschwitz.

Ein anderes Thema, das hier in der Ouvertüre des ersten Teils anklingt und das dann stärker wird in den folgenden Teilen und schließlich zu einem der wichtigsten Themen: es ist die Freude am Leben, die Lust zu leben. Das hat natürlich auch mit der historischen Erfahrung zu tun, die den dunklen Hintergrund bildet. Carpe diem, nutze den Tag, der dir gegeben ist. Beispiel dafür aus diesem ersten Teil „Film aus den frühen 50ern“. An dessen „strenges Schwarzweiß“ erinnern ja auch manche Gedichte Kay Hoffs, freilich nicht an die Traumwelt der frühen Streifen. Seine Gedichte sind nüchtern, von heiliger Nüchternheit, könnte man mit Hölderlin sagen, freilich müsste man dann „heilig“ nicht als „prunkvoll“, sondern als „klar“ verstehen. Wie heißt es am Schluss des Gedichts: „So einfach war Liebe damals. So lachten wir niemals wieder. Das Spiel wird nicht wiederholt.“

Nun kommt in zweiten Teil „Innenstadt“ die Überraschung: gereimte Gedichte, aber wiederum keine prunkvollen. Sie sind 1951 auf 52 über Düsseldorf geschrieben worden. Und sie sind brilliant, finde ich. Nirgendwo wird dieses Nachkriegs-Düsseldorf besser enthalten sein als hier; vielleicht noch auf alten Schwarzweiß-Fotos, an die mich die Gedichte wieder erinnern. Wer könnte heute noch solche schön gereimten Gedichte schreiben, ohne in eine flache Parodie zu verfallen wie Robert Gernhard oder in eine neue Prächtigkeit wie andere? Mir fiel bei der Lektüre die „Neue Sachlichkeit“ der Weimarer Republik ein, aber sogleich auch die Bemerkung eines meiner Lehrer, Hans Mayer: die Neue Sachlichkeit war weder neu noch sachlich. Ich habe nachgelesen: Mascha Kaleko und Erich Kästner. Sie schrieben durchweg pointierte Gedichte, die auf einen Witz hinauslaufen oder auf eine Sentenz wie die Chansons fürs Kabarett, und sie sind meist aus der Haltung dessen geschrieben, der es besser weiß als die anderen. Das ist hier

ganz und gar nicht der Fall. Kay Hoffs lyrisches Ich hat sich so weit zurückgenommen, dass man es kaum wahrnimmt. Seine Gedichte mögen nicht „neu“ sein, aber sachlich sind sie.

Als Maria Luise Kaschnitz die Frankfurter Poetik- Vorlesung hielt, gab sie auch ein Seminar. Die Studenten erwarteten weitläufige Diskussionen über „das Sprachproblem in der Lyrik der Nachkriegszeit“ oder ähnliches. Marie Luise Kaschnitz aber gab ihnen eine Aufgabe: Gehen Sie zur Bockenheimer Warte hier an der Ecke und beschreiben Sie diese, möglichst genau, in Lyrik oder Prosa. Der wahre Poet zeigt sich nicht im Gefühlsausdruck, wie manche Laien und manche Kritiker glauben, er zeigt sich in der scharfen Wahrnehmung und der genauen Beschreibung des Wahrgenommenen. So gesehen, ist Kay Hoff ein wahrer Poet. Die Kaschnitz hätte sich über seine gereimten Düsseldorf- Gedichte sicherlich gefreut.

„Straßenkreuzung“, „Wohnblock“, „Warenhaus“, „Leuchtreklame“ – all diese Aspekte der modernen Großstadt, wo sind sie dermaßen genau, dermaßen unpathetisch, ohne Verherrlichung und ohne Verachtung beschrieben worden wie hier? Das sind Ding- Gedichte, aber ohne die Aura des Dings, die Rilke ihnen verlieh. Die Dinge sind da, sie werden nicht inszeniert, und so, wie sie da sind, werden sie genommen, aufgenommen und wiedergegeben. Und dies im Kreuzreim, lässig und gekonnt.

Dass der Reim ein Gedicht nicht pathetisch macht, habe ich hier gelernt. Er schließt es ab. Das reduzierte Sprechen im reimlosen Gedicht, mit gebrochenem Zeilenende, ein Wort pro Zeile oder auch zwei, der Rhythmus nur angedeutet: dieses reduzierte Gedichte wirkt ungleich bedeutungsvoller als das gereimte. Der vollendete Satzbau, der abgeschlossene Reim bringt eine Sache zu Ende. Das offene Zeilenende, der gebrochene Satz, der fehlende Reim, die Reduktion auf Worte oder Satzteile – all das öffnet einen weiten Horizont der Bedeutung. Die leer bleibenden Stellen füllen sich an und werden bedeutungsschwer, ja mitunter pathetisch. Das ist bei Kay Hoff kaum der Fall, aber bemerkt habe ich es hier bei ihm am Unterschied von gereimten und nicht- gereimten Gedichten im Teil „Innenstadt“.

Als Beispiel zwei Gedichte: „Hohes Haus“, gereimt, und „Hochhaus“, ungereimt. In „Hohes Haus“ wird alles ausgespro-

chen, so scheint es, und schließlich auch mit einem Wort von einigem Gewicht beendet: Gnade. Mit Fragezeichen. Sicher, da kann man weiter darüber grübeln. Doch das Haus selbst steht klar und deutlich vor uns. Anders in „Hochhaus“: jedes Wort – nehmen wir die zweite Strophe – besitzt seinen eigenen Bedeutungshof: Zahl, Zahlengeburt, Zahlengitter, geblendete Wolken. Über jedes Wort kann man lange grübeln: die reduzierte Wortgestalt führt zu einem expandierenden Sprachgehalt.

Freilich bleibt auch hier Kay Hoff relativ nüchtern. Ein Beispiel für seinen Bild- Gebrauch. Das Gedicht „Schienen“ im dritten Teil „Unterwegs“. Die Schienen werden mal mit Pfeilen verglichen, mal mit schmalen Fesseln, mal mit Harpunen; in diesen Vergleichen kommt ihr Wesen zum Ausdruck. Dazu die Substantive Stille, Einsamkeit, Träume, Gewissheit, also abstrakte Begriffe für menschliche Vorstellungen und Befindlichkeiten; hierin ist der Beobachter zu erkennen. Dazu die Verben: reißen, fangen, schleudern, jagen, die den Riss in der Stille, wenn ein Zug vorüberrauscht, beschreiben, wie der Beobachter ihn empfindet. Also ein Hin und Her zwischen Subjekt und Objekt, dieses freilich nur angedeutet, in wenigen, zielbewusst eingesetzten Worten.

Kay Hoff gab einmal in einer Sendung des Hessischen Rundfunks Erläuterungen zu einigen seiner Gedichte, darunter auch zu „Bacharach- Bingerbrück“, wiederum einem Eisenbahnstück, ebenfalls aus diesem dritten Teil „Unterwegs“. Hoff sagte dazu: „Das ist – ich meine, man kann es hören – ein ‚erfahrenes‘ Gedicht: es nimmt den Rhythmus der Räder, der Schienen auf, die alte Eisenbahn- Melodie, und es nimmt auf, was am Fenster vorbeizieht, das Bild der Schieferhänge, der sauber geordneten Rebenreihen, und es nimmt auf, was sich in mir selbst dazu ordnet: Erinnerungen an das gelebte Leben.“ Das letztere, also das Echo des Betrachters auf den Rhythmus der Räder und der Bilder, die er im Fenster sieht, ist in diesem Gedicht durchaus enthalten, wenn es auch zunächst nicht auffällt, weil es in der Beschreibung enthalten ist, denn der Schiefer des Gebirges wird ja auch im Schiefer der Tafel des Kindes beschrieben: „Das Bild der Hänge am Rhein, die trotz der Brüche des Schiefers ruhig, gelassen zu Tal schwingen, bringt flüchtige Erinnerungen an die Kind-

heit zurück, an Märchen und die ersten Schreibübungen auf der Schiefertafel mit dem Griffel.“ Mit dem Schiefer des Gebirges wird eben auch diese Kindheit hervorgerufen, bis sie unüberhörbar da ist: Märchen, dann sogar „Schmerzen“. Und am Schluß: „unter den Rädern/ schleift das Vorbei“.

Das Vorbei der Bilder von Gebirge und Tal, das Vorbei aber auch der Lebenszeit: „... das Unbewältigte eines Lebens, die Schichten aus Gestern, Vorgestern, die einer aushalten muß, solange er lebt...“, so Kay Hoff dazu. Dies, so scheint mir, ist ein oft variiertes Thema der späteren Gedichte: die Schichten des Vergangenen, das noch gegenwärtig ist, werden aufgezeigt, und das Vorüber, das Nicht- Mehr, das Noch- Nicht, kurzum die Erfahrung eines langen Lebens, die immer wieder in Momentaufnahmen festgehalten wird. In Augenblicken, die vorüberrauschen wie die Eisenbahn, die aber im Gedicht still gestellt werden, so dass wir sie immer wieder neu erleben – fest gehalten wie in alten Fotos, aus denen wir sehen, so war es einmal und so ist es nicht mehr, aber so ist es für immer im Foto aufbewahrt. Diesen Reiz haben viele der knappen schönen Gedichte Kay Hoff's.

Eines meiner liebsten: „Abend am Meer“, ebenfalls in diesem dritten Teil „Unterwegs“. Hier wieder ein Bild, das dann das kurze Gedicht bestimmt bis zum metaphorischen Gehalt: die untergehende Sonne als Rubin. Wer aber ist der Silberschmied – nicht Goldschmied? –, der den Stein in die Truhe wirft, die „leer ist von tausend erloschenen Erinnerungen“. Es ist ein tröstliches Bild, trotz allem, das mag an der Schönheit seiner Gestalt liegen, die über die Vergänglichkeit hinwegführt. Dazu noch die drei Gedichte, die „Unterwegs“ heißen und wiederum Natur- Anschauung und inneres Gespräch verbinden: da spricht einer mit sich: „du“; ein Selbstgespräch des lyrischen Ich, das wir bei Kay Hoff häufiger finden als sein Ausruf an andere oder ein Aussprechen seiner selbst. Hier spricht einer mit sich und wir nehmen teil als Leser. Aus der knappen Beschreibung von Himmel, Wolken und Wellen, von Sonne, Mond und Orion kommt der Versuch der Orientierung, der Selbstvergewisserung eines, der nichts besser weiß, uns nicht belehrt, uns keine fertige Anschauung bietet. Doch ohne Hoff-

nung ist dieses „Du“ auch nicht: alle drei Gedichte enden mit einem Lichtblick, könnte man sagen: „ein reines Weiß,/ bewahrt in Wundern und Wünschen,/ öffnet sich dir.“ Und: „und gehst, am Ende,/ bist nicht allein mehr, vielleicht.“ Und: „...lebendig, Zeichen,/ und weiter dein Auge, wieder –.“

Man mag dabei an Caspar David Friedrich denken, dem wohl ein Gedicht gewidmet ist (im vierten Teil: „Eiche, einzeln“). Landschaft wird nie nur als Landschaft gesehen, sondern immer auch als Mitteilung: die Landschaft sagt uns etwas, das wir in unser Selbstgespräch aufnehmen. Freilich, bei Friedrich geschieht dies oft unter Rückgriff auf eingeführte Bilder: Kirche, Klosterruine, Hafen, Kreuz. Kay Hoff greift auf Abgegriffenes nicht zurück: Zitate von antiker oder christlicher Mythologie habe ich bei ihm nicht gefunden – wenn doch welche da sein sollten, dann hat er sie gut versteckt. Der leise Ton, den er pflegt, würde dadurch übertönt. Die vorsichtige Vergewisserung all zu schnell festgemacht. Der neue Blick, den er doch gibt, allzu schnell zum vertrauten zurückgeführt.

Kay Hoff ist 1924 geboren. Ich habe einmal nachgesehen in der Anthologie „Jahrhundertgedächtnis. Deutsche Lyrik des 20. Jahrhunderts“, die Harald Hartung 1998 bei Reclam herausgab und in der Kay Hoff fehlt, wer seine Altersgenossen sind: 1924 geboren ist unter den dort genannten Ludwig Greve, der lange im Literaturarchiv in Marbach arbeitete. Bei ihm finde ich durchaus eine Nähe zu Hoff, ebenso bei Wolfgang Bächler, der 1925 geboren wurde und ein ähnliches Schicksal wie Hoff hatte: früh Kriegsdienst, dann Studium nach dem Krieg. Greve, von den Nazis zum Juden ernannt, wie er einmal sagte, war ein Verfolgter. Trotzdem der ruhige, sachliche Ton bei beiden, Bächler wie Greve, nicht unähnlich dem von Hoff, wie ich finde. Noch zwei, die in ihren Lebensdaten und in ihrem Dichten Hoff nahe stehen: Elisabeth Borchers, geboren 1926, und Walter Helmut Fritz, geboren 1929. Sind diese vier auch mit jeweils einem Gedicht in Harald Hartungs Anthologie vertreten, so stehen und standen sie doch am Rande des Literaturbetriebs wie Kay Hoff auch. Mag es am leisen Ton liegen?

Von anderer Art sind die drei Österreicher, die ihm dem Alter nach nahe stehen: Friederike Mayröcker, geboren 1924, Ernst

Jandl, geboren 1925, und Ingeborg Bachmann, geboren 1926. Bei Friederike Mayröcker finden sich surrealistische und artistische Tendenzen, eine pathetische Metaphernsprache bei Ingeborg Bachmann und dadaistische Wortspiele bei Ernst Jandl; alle diese Tendenzen führen von den genannten deutschen Poeten hinweg. Dafür sind die drei Österreicher stärker in den Mittelpunkt des Literaturbetriebs gerückt. Das mag mit dessen Vorlieben zu tun haben: das Auffallende, das Pathetische, das Witzige, das Tragische (auch im Lebenslauf) geben allemal mehr her für die Berichterstatter als ein leiser, bisweilen ironischer, bisweilen elegischer Ton, der fast immer sachlich bleibt.

Kay Hoffs Gedichte sind bereits einmal in einer Auswahl erschienen: 1989 im Verlag Eremiten- Presse, Düsseldorf, unter dem Titel *Zeit- Gewinn*; auch dies war eine Auswahl, die der Autor selbst vornahm wie die vorliegende. Der Untertitel lautete: *Gesammelte Gedichte 1953 – 1989*. Kay Hoff gliederte den Band chronologisch in zehn Abschnitte: beginnend mit 1953 – 1959 und endend mit 1979 – 1989; jeder Abschnitt enthielt 20 Gedichte. Die Gedichte stammten vornehmlich aus den bis dahin erschienenen Gedichtbänden:

In *Babel zuhause. Gedichte*, Stierstadt 1958; *Zeitzeichen. Gedichte*, Düsseldorf 1962; *Netzwerk. Gedichte*, Hamburg 1969; *Zwischenzeilen. Gedichte*, Darmstadt 1970; *Bestandsaufnahme. Gedichte*, Düsseldorf 1977; *Gegen den Stundenschlag. Gedichte*, Düsseldorf 1982; *Zur Zeit. Gedichte*, Stuttgart 1987. Danach sind noch zwei bibliophile Bändchen im Krefelder sassafras-Verlag erschienen: *Frühe Gedichte 1951/52* im Jahre 1994 und *Zur Neige. Gedichte 1989/98* im Jahre 1999.

Die vorliegende Auswahl nimmt nicht nur Gedichte der genannten Bände auf, sondern auch solche, die in Anthologien, Zeitschriften und Zeitungen gedruckt wurden oder im Rundfunk gesendet wurden. Die Gedichte wurden vom Autor nach acht Themenbereichen geordnet, die jeweils 40 Gedichte umfassen; Ausnahmen sind Themenkreis 3 „Unterwegs“ und Themenkreis 7 „Zuwendungen“: sie enthalten lediglich 30 Gedichte. Insgesamt enthält der Band also 300 Gedichte aus der Zeit von 1951 bis 2003; innerhalb der einzelnen Themenbereiche

sind die Gedichte chronologisch gegliedert.

Eine starke Veränderung im lyrischen Sprechen von den frühen Gedichten zu den späten kann ich nicht erkennen, nehme ich einmal die gereimten Düsseldorf- Gedichte aus. Der Autor hat recht früh seinen eigenen Ton gefunden und ihn mit wechselnder Intensität bis zu den späten Gedichten behauptet. Hier ist, sehe ich recht, auch ein Unterschied zum Erzähler Kay Hoff zu finden. Kay Hoff hat sich zunächst als Lyriker und als Autor von Hörfunk- Erzählungen und Hörspielen etabliert; erst 1966 erschien sein viel beachteter Roman *Bödelstedt oder Würstchen bürgerlich*. Mit diesem Roman und den ihm folgenden beiden Romanen *Ein ehrlicher Mensch* von 1967 und *Drei. Anatomie einer Liebesgeschichte* von 1970 hat Kay Hoff ein reflektiertes Erzählen erreicht, das dem Leser einiges abverlangt; in den dann folgenden Romanen ist er zu einem linearen Erzählen gekommen, das die Reflexion des Geschehens auf andere Weise leistet. Diese Entwicklung, die man in seinem Romanwerk beobachten kann, kann ich an seinem lyrischen Werk, das früh beginnt und dann gewissermaßen neben dem übrigen Werk herläuft, nicht feststellen.

Die thematischen Schwerpunkte ändern sich schon, weshalb ich auf diese noch einmal eingehen möchte. Ich nehme zwei Gedichte aus dem fünften Themenkreis „Jahresringe“: der Ablauf des Jahres, hier ein wenig durcheinandergewirbelt, der in der Poesie immer auch ein Zeichen für den Lebenslauf war, was sich hier immer wieder zeigt. „Oktober“, der Herbst also, in dem ein „ich“ – hier ist es einmal ausdrücklich benannt – feststellt, dass es die Initialen des Himmels im Sommer nicht lernte. Hier wird die Sprache der Natur genannt, die uns etwas mitteilen möchte. Doch können wir es lesen? Im Sommer unseres Lebens sind wir geblendet und sehen die Zeichen nicht. Jetzt aber im Herbst sehen wir sie.

Und zurück zum April, dem Frühling, der am Schluß des Oktober- Gedichtes als Erinnerung steht. Das Gedicht „Im April“: Hier ist nun in den fünf Strophen eine Erfahrung des lyrischen Ich – es ist wieder ein Du im Selbstgespräch – mit der Beschreibung der sich wandelnden Natur gekoppelt. Strophe zwei und Strophe vier erinnern in Variation einen Schuß,

dem das Du nur knapp entging; Strophe eins, zwei und drei zeigen die Wandlung der Natur: wie schön, dass der Frühling wieder beginnt. Und dass dieses Du ihn wieder einmal, noch einmal erlebt.

In den beiden letzten Teilen des Bandes gibt der Autor mehr von sich preis als in den vorangegangenen: in den „Zuwendungen“ wendet er sich Partnern zu und gibt damit auch sich selbst zu erkennen und in „Zur Person“ spricht das lyrische Ich denn doch manchmal von sich selbst. Drei schöne Liebesgedichte voll leiser Melancholie in „Zuwendungen“ seien hervorgehoben: „Altmodischer Liebesbrief“, der die konventionellen Formeln wiederholt – doch welche sonst haben wir – und „Im Halbschlaf“, der wie eine Fortsetzung des „Altmodischen Liebesbrief“ sich liest: „Wenn ich Worte sage, nachts ... was ich dir sagen soll:/ was du schon lange weißt.“ Und doch muss es wieder gesagt werden: „Vergiß nicht,/ kein Wort, was du weißt.“ Ein zärtliches Gedicht. Und schließlich das Gedicht „Bitte“: dieses Besitzergreifende der Liebe wird hier auch leise dargelegt und abgelegt: „Du, die du mein bist/ nicht mein...“

Es folgen einige kurze, lakonische Gedichte, die mir besonders gefallen; vielleicht auch dies eine Sache des Alters: dass sich Erfahrung ablagert und verdichtet in wenigen blitzenden Sätzen, knappen Bildern, klaren Einsichten. Ich nenne „Ausblick“, „Spiegelbild“, „Spurensuche“, „Im Vorübergehen“, „Lauf der Welt“, „Standortbestimmung“ und „Aufriss.“ Eine Folge, die sich so gegenseitig erhellt wie sie sich aneinander reiht: Lebenserfahrung, konzentriert und potenziert, Gedankenlyrik, aphoristisch zugespitzt. Ich will diese schönen kleinen Gedichte durch meine Interpretation nicht stören. Lesen muss man sie.

Ich will lieber den Autor selbst noch einmal zu Wort kommen lassen. In einer Erläuterung zu dem Gedicht „Bescheidene Gabe“, hier im Teil „Zuwendungen“, schrieb er: „Bescheidene Gabe“ ist ein Liebesgedicht, in dem das Wort Liebe nicht vorkommt. Es ist geschrieben von einem lyrischen Ich – und vielleicht erklärt das seine Unmittelbarkeit – das offenbar mit dem Ich des Autors identisch ist. Das ist, wie jeder Liebhaber von Lyrik weiß, durchaus nicht selbstverständlich, heute gewiß

nicht, aber auch nicht in früheren Zeiten. Hinter dem Ich mancher Gedichte verbirgt sich oft ein anderes, manchmal das zweite Ich des Autors – oder auch ein Rollen- Ich, ein Kunst- Ich, das vielleicht der Kunst sogar besser gerecht werden kann als ein doch sehr menschliches Autor- Ich. Es kann aber auch sein, dass es gerade die gebrochene Menschlichkeit ist, das Eingeständnis von Versagen und Schuld, die diese bescheidene Gabe doch zu einem Geschenk macht.“

In seinem Nachwort zur erwähnten Lyrik- Anthologie zitiert Harald Hartung Bert Brecht, ausgerechnet den politischen Dichter, als Rechtfertigung für Gedichte, die von einfachen Dingen sprechen. Brecht demnach: „Aber dann gibt es noch andere Gedichte, die etwa einen Regentag schildern oder ein Tulpenfeld, und die lesend oder hörend verfällt man in die Stimmung, welche durch Regentage oder Tulpenfelder hervorgerufen wird ... Damit ist man aber ein besserer Mensch geworden, ein genussfähigerer, feiner empfindender Mensch, und dies wird sich wohl irgendwie und irgendwann und irgendwo zeigen.“

So kann ich nur empfehlen, die Gedichte Kay Hoffs zu lesen, um ein „besserer Mensch“ zu werden – so wie er es in seinem Gedicht „Wandlung“ vorweggenommen hat: „... du trinkst ohne Durst,/ du sprichst ohne Antwort,/ du gibst ohne Rechnung,/ du atmest wieder: Spuren/ alter Gestirne, Steine/ und Blüten, namenlos.“

